dezember

konkret

Monatszeitschrift für Politik und Kultur. Hamburg 27.11.75/Nr. 12

3,00 DM

C22160E

Italien Lire 850
Holland hfl 3.80
Schweiz sfr 3.80
Österreich S 25.–

Haie & Heilige:

Das Geschäft mit der Angst

Wie harmlos ist die CDU?

W. Abendroth: Fall Biermann

(k)-Interview mit Mario Soares

Wallraff bei Ford

in konkret Dezember 1975

Briefe

Radikalauer von Winfried Thomsen

Portugal-Solidarität

konkret intern

Kleineres Übel, ganz groß? von Hermann L. Gremliza

konkret extrakt

„Man sah das Buch vor lauter Bullen nicht" von Arnfried Astel
Der Saarbrücker Schriftsteller und Journalist Arnfried Astel schildert seine Eindrücke von der Frankfurter Buchmesse.

Weinende Zweite - lachender Dritter von Stephan Albrecht
Zwei sozialdemokratische Studentenorganisationen machen sich an etlichen Hochschulen immer mehr Konkurrenz: der Sozialistische Hochschulbund (SHB) und die Jungsozialisten Hochschulgruppen (JHG). Stephan Albrecht, ehemaliger SHB-Bundesvorsitzender, plädiert für eine stärkere Zusammenarbeit:

BRD GmbH & Co. KG von Alexander von Hoffmann

Wie harmlos ist die CDU? von Jürgen Saupe

Der Faust im Nacken von Günter Wallraff
Günter Wallraff war Gast bei Ford in Köln, zur Premiere eines arbeiterverarschenden Arbeiter-Theaters in Werkhalle L. Unerkannt sprach er mit den Machern

„Die ballern auch drauflos" von Karl Günter
Karl Günter ist Leiter des Referats Techniker, Ingenieure und Technik beim DGB-Bundesvorstand. Außerdem ist er zuständig für die im DGB organisierten Werkschützer. KONKRET fragte ihn nach seinen Schützlingen und anderen:

„Da geb' ich die scharfen aus" von Till-Matthias Jürgens
Was ist Werkschutz? Unternehmerpolizei, Betriebsjustiz, fünfte Verfassungsschutz-Kolonne? Wer sind die Opfer?

Der Fall Biermann: Wer isoliert wen? von Wolfgang Abendroth
Nach 10 Jahren Auftrittsverbot sollte der DDR-Poet Wolf Biermann zum erstenmal wieder öffentlich singen dürfen: auf einer Kundgebung gegen den spanischen Faschismus in Offenbach. Aber als er seine Reisepapiere abholen wollte, war die Genehmigung bereits wieder zurückgezogen worden. Warum?

Lied vom roten Stein der Weisen* von Wolf Biermann

„SPD-Politik in Portugal? Unsinn!“ von Mario Soares
KONKRET-Interview mit dem portugiesischen SP-Führer Mario Soares

Die Jungsozialisten und das Tabu der Steuerungerechtigkeit von Hermann Scheer

Waffenhandel von Claus Lutterbeck
Gefunden haben die Steuerfahnder den Gerhard Georg Mertins, der in den sechziger Jahren bundesdeutsche Waffen in alle Welt verhökert hat. Gesucht wird jetzt einer,

der von den illegalen Geschäften gewußt hat: War es der CDU-Fraktionschef Karl Carstens?

konkret ex-press von Hermann L. Gremliza

Chile nach dem Putsch 10. Folge

„Vielleicht kommt er schon in sieben Jahren raus..:“ von Peggy Parnass

Der „Fall" Seghers von Franz Xaver Kroetz
kultur konkret

kultur konkret

Ja aaaaber? Aber jaaaa! von Dieter Dehm
Lerryn, „der Sänger mit den besseren Liedern", über eine Platte und ein Buch zum Thema Portugal:

Hai-Society von Hartmut Schulze
„Rosemarys Baby", Polanskis Film-Grusical, lockte Anfang der sechziger Jahre Millionen US-Amerikaner ins Kino. Danach übernahm ihre Regierung die Schock-Unterhaltung: My Lai-Massaker, Bombardierung von Haiphong, Ermordung Allendes, Watergate - heute würden US-Kinogänger über Polanskis Teufels-Kind lächeln. So mußte die amerikanische Bewußtseins-Industrie zu härteren Mitteln greifen: zum „Weißen Hai". Jetzt kommt er auch zu uns - mit der, so der Verleih, „aufwendigsten Werbekampagne, die es in der Bundesrepublik je für einen Film gegeben hat".

Die ganze Wahrheit über die Bestie von Peggy Parnass

Arbeiterleben von Gerd Fuchs
Über August Kühns Familienchronik „Zeit zum Aufstehn"

Die Sünden der Armut von Ludwig Fels
In seinem ersten Roman beschreibt Ludwig Fels, 29, das Leben eines Halbwüchsigen, der in der Barackensiedlung einer fränkischen Kleinstadt aufwächst (Sammlung Luchterhand)

Herz gut - Mensch gut von Dietrich Leube
Nach der Sozialkomödie „Lina Braake" liefern Sinkel/Brustellin mit „Berlinger" reines Action-Kino

Bott gegen Löwenthal: vom Gesichtwahren und vom Bild am Montag
von Horst Tomayer

Chambre séparée von Hermann L. Gremliza
Der „Zeit"-Redakteur Dieter E. Zimmer hat ein Buch geschrieben, das wenig über seinen Gegenstand, doch viel über die Stimmungslage unserer feinen Köpfe sagt

Ich habe gelesen von Peter Hamm
In dieser KONKRET-Kolumne schreiben Autoren über ihre Lektüre

Mit gezinkten Karten von Yaak Karsunke
Gerhard Mauz, Gerichts-Reporter des „Spiegel", hat ein Buch geschrieben, das den Verdacht, ein „Spiegel"-Reporter könne es geschrieben haben, nicht aufkommen läßt. Denn es stehen Erkenntnisse über unseren Rechtsstaat drin, die man in bürgerlichen Blättern seit Jahren nicht mehr findet.

Die Zukunft der Pornographie von Hans Christoph Buch

Konkret 12/75, S. 2

Briefe

Wie billig sind Griechen?

KONKRET-Extrakt (11 /75) berichtete über die behördliche Duldung der krebsauslösenden PVC-Arbeit.

Bin erstaunt und schockiert zugleich, daß die Bundesregierung die Produktion von PVC unter den bisherigen Bedingungen weiterhin gestattet hat. Entweder die Bundesregierung ist schlecht informiert oder die Arbeiter (meist Griechen) sind billiges menschliches Arbeitsmaterial, das es nicht lohnt zu schützen. Die Bundesregierung behauptet, die „endgültigen Ergebnisse eingeleiteter wissenschaftlicher Überprüfungen" seien erst in zwei bis drei Jahren zu erwarten. Die Ergebnisse sind längst vorhanden und veröffentlicht.

Jean Bodry

Luxemburg, Hüttenarbeiter

. . . **die gerne bumst**

„Weg mit dem kleinen Unterschied", Kampf der vaginalen Penetration -Alice Schwarzer was here (9/75).

Wenn ich Alice Schwarzers Gedanken zum Koitus nachvollziehe, sehe ich als Konsequenz eine weitere Aufforderung: Frauen, verweigert den Koitus, und ihr werdet frei, da es nur der Mythos vom vaginalen Orgasmus sein soll, der Männern das Sexmonopol über Frauen sichert. Abgesehen davon, daß ich bestimmt nicht die einzige (hoffentlich nicht anormale!) Frau bin, die gerne bumst, ist das männliche Sexmonopol nicht der einzige Grund für die Unterdrückung der Frau, vielmehr kann dies nur als Symptom der allgemeinen Situation gedeutet werden. Parallel zur sexuellen Situation der Frau und auch des Mannes, wobei ich an die Auswirkungen des Leistungsdrucks (Impotenz und ähnliche Schwierigkeiten) denke, parallel dazu und nicht als Folge müssen auch die sozialen, ökonomischen und historischen Faktoren gesehen werden, die zur gesellschaftlichen Herrschafts- und Machtstabilisierung führen, womit ich mich ihrer Feststellung: „Männlichkeit und Weiblichkeit sind nicht Natur, sondern Kultur" anschließen kann.

Annette Heselhart

Düsseldorf

Umgekehrt ist's umgekehrt

Burkhard Mauer kritisierte Schlöndorffs Böll-Verfilmung „Die verlorene Ehre der Katharina Blum" (11 /75).

Ganz sicher: mutig ist er, der Burkhard Mauer. Trotz aller Hymnen findet er die „Katharina Blum" nicht gut. Zunächst: die Böll-Verfilmung hat keinen ungeteilten Beifall gefunden, zu Recht. Das aber ist nicht das Problem. Problematisch vielmehr ist die Art der Mauerschen Kritik. Sicherlich: ein scharfes Wort präzisiert die eigene Position. Eher als vornehmes Drumherumgerede. Nur: Mauer hat anscheinend gar nicht die Absicht, seine Denunziation („Silberwald-Förster-Film", „Ein Bambi für Schlöndorff") irgendwie einleuchtend zu begründen. Seine ganze Kritik beruht auf der zusammenfassenden Beobachtung: „Schlöndorff blendet den Satz als Schlußtitel ein; und es geht nicht." Und der Folgerung: „Wenn sein Satz so unmöglich wird, muß der Film falsch sein." Das Unbehagen - dabei bleibt Mauer leider stehen - nicht erklären? Und noch etwas: Schön wär's ja, gäbe es inzwischen kaum noch jemanden, der nicht schon genug gelesen hätte über die „Katharina Blum".

Günter Macharm

Münster

Zu sagen, der Schlöndorff-Film hätte mehr Ähnlichkeit mit dem Hitlerjungen Quex als mit Eisensteins Alexander Newskij, ist wahrhaftig eine platte Dummheit und eine reaktionäre dazu. Der Film hat eine klare politische Aussage, ist der treffendste und vermutlich auch wirksamste Kommentar zu den geplanten Gesetzen zum Schutz des Gemeinschaftsfriedens und erzielt diese Wirkung eben nicht durch emotionale Identifikation, nach Art von Silberförster-Pathos schon gar nicht. Wogegen sich der „Spiegel" schon nicht mehr anders zu helfen wußte, als ihn für unpolitisch zu erklären. Was soll der Hinweis auf die Rückblenden? Sie sind verständlich, auch für Leute, die nicht zu den Lesern der bekannten Hanser-Reihe gehören, für Leute, die genau nicht über die intellektuelle Übung verfügen, etwa die verwickelten Ebenen und ironischen

Verfremdungen in Kluges Frankfurt-Film lächelnd genießen zu können. Und die Polizeiaktionen im Hochhaus? Filmrealität? Das kann nur einer behaupten, der die MEKs auch nicht aus sicherer Entfernung gesehen hat. Soll sich Mauer doch mal Fotos von Polizeieinsätzen besorgen, der wird die Marsmenschhelme Wiedersehen. Kann der Zuschauer dieses Films sagen: Alles selbstverständlich? Oder ist z. B. der Blick durch die Agentenkamera etwas Neues, Auffallendes? Die armen Kritiker. Wenn da ein Film ihren Maßstäben genügt, kann das Publikum meist nichts damit anfangen. Umgekehrt ist dann eben umgekehrt. Wo hätten sie sonst ihre Existenzberechtigung her?

Harry Oberländer

Frankfurt/M.

Gestus der APO-Zeit

Reinhard Lettau knüpfte sich seine Schriftsteller-Kollegen vor (10/75). Nicht zu aller Freude.

„Eitle Überlegungen zur literarischen Situation" überschreibt der gar nicht uneitle Reinhard Lettau seinen Aufsatz über die bundesdeutsche Literatur nach der Studentenrevolte, nach dem „Tod der Literatur". Er hat weder einen einsichtigen, logischen noch fairen Essay geschrieben. Zynisch zieht er gegen seine schriftstellernden Kollegen zu Felde, ohne überhaupt ein einziges Mal ein konkretes Beispiel für seine Thesen zu liefern. Er greift die „historischen" Romane von Grass und Handke an (was heißt denn hier historisch?), er wirft Salvatore und Chotjewitz vor, daß sie nicht schreiben könnten (Lettau kann es sich schließlich leisten,, so zu denunzieren, denn er selbst wurde von der Kritik als Sprachvirtuose gefeiert). Wolfram Schütte meint denn auch völlig zu Recht („FR" vom 11. 10. 75), daß Lettaus Aufsatz „genau jenen denunziatorischen, selbstgefälligen, abstrakten, dekretierenden Gestus früher APO-Zeiten beibehalten habe" und ihm „darunter die Realität dessen, wovon er zu sprechen meint, völlig abhanden gekommen ist". Da ist in der Tat keinerlei Fortschritt zu entdecken, eine Erkenntnis, die hoffentlich andere KONKRET-Literaten aus ihrem postrevolutionären Schlummer reißt.

Wilhelm M. Haefs

Machtendank

Im Löwenthal-Look?

KONKRET-express (10/75) wurde vor dem UZ"-Pressefest geschrieben und erschien erst danach. Dennoch: Es geht um die „UZ"-Hymnen auf den alljährlichen Festgast Frank Schöbel (DDR-Schlagerstar).

In Eurer Notiz steht auch kein Wort davon, daß das „UZ"-Pressefest - ungeachtet Eurer und anderer Leute Einwände - von 400 000 Menschen unseres Landes besucht worden ist. Wenn der Schreiber dieser Notiz offensichtlich Tag und Nacht nur die „Weltrevolution" im Kopf hat - bitte schön! 'Wahrscheinlich wird er dann auch irgendwann eine böse Notiz über Karl Marx schreiben, weil dieser zwar das Wort vom Weltverändern geprägt hat, dessen ungeachtet aber oft und gerne mit Kind und Kegel ins Grüne zum Picknick zog. . . Die Besucher des „UZ"-Festes hatten offensichtlich nicht die Schwierigkeiten des Schreibers, sondern nutzten das Wochenende auf den Rheinwiesen dazu, ohne Nepp zu feiern, zu diskutieren, zuzuhören, mitzusingen. Zum Kennenlernen anderer Menschen und ihrer Kampfbedingungen.

Barbara Jeske

Aachen

Ich habe Eure Glosse leicht verändert: Was ließ KONKRET eine halbe Spalte lang in billigsten Journalismus verfallen? Wogegen verschwinden die 400 000 Besucher, F. J. Degenhardt, Süverkrüp, der Oktoberclub, Quilapayun, die Solidarität mit Chile Portugal und Vietnam? Richtig, Frank Schöbel, der Schnulzenstar aus der DDR, war's, den KONKRET herauspickte aus dem Angebot beim „UZ"-Pressefest. Da kam zwar noch nicht der „Bayernkurier" zum Vorschein, sondern bloß - Junge, Junge - ein mittelschwerer Schock, als KONKRET in miese Berichterstattung verfiel. Im Nu vergraulte die Zeitschrift viele tausend Leser: Schade, daß Springer, wegen gleichzeitiger Verpflichtung durch den Unternehmerverband, verhindert war, den Schreiber für die „Welt" oder für „Bild" anzuheuern. Ob ihm der Artikel zum „UZ"-Pressefest gefallen hätte? KONKRET im Löwenthal-Look? Es kommt, soll mal einer gesagt haben, darauf an, die Welt zu verändern. So?

Martin Steidl

München

Neben Frank Schöbel aus der DDR traten beim „UZ"-Pressefest, das übrigens internationales Publikum hatte und selbstverständlich von Redakteuren oder Korrespondenten anderer sozialistischer, kommunistischer und Arbeiterzeitungen besucht war, nicht minder bekannte Künstler wie F. J. Degenhardt, D. Kittner, H. Wader, D. Süverkrüp, Lokomotive Kreuzberg, Floh de Cologne, Volker Kriegel, W. Dauner und viele andere auf. Das Fest hätte es verdient, nicht nur als Glosse in KONKRET unter KONKRET-express zu erscheinen, zumal nach amtlichen Schätzungen 200 000 und nach „UZ"-Angaben 400 000 daran Gefallen fanden. Dies war ein konkretes Zeichen der KONKRET-Solidarität! Warum habt Ihr das „UZ"-Fest denn nicht totgeschwiegen wie der Rest der bürgerlichen Presse?

Leo Löwe

Berlin

Theo und die Zecken

KONKRET-express macht überhaupt nicht alle Leser froh.

Ich weiß zwar nicht, wer diesmal der Verfasser des KONKRET-express war. Bisher waren die einzelnen Texte oft recht originell und auch berechtigt. Aber jetzt habt Ihr Euch auf eine Stufe mit dem „Bayernkurier" oder gar der „Nationalzeitung" gestellt will sagen, auf deren Niveau. Was Euch bisher auszeichnete, war sachliche, oft auch aggressive Kritik. Alles sehr gute Eigenschaften. Jetzt aber wird Kohl als „Zecke am Arsch der Bourgeoisie" bezeichnet, weil er das Marx-Geburtshaus in Trier besucht hat und dort natürlich auch seinen üblichen Senf hat abgeben müssen. So verscherzt Ihr Euch die Sympathien gemäßigterer Leser, die Euch nur lesen, weil's nichts Besseres gibt! PS: Eure ewigen Theo-Sommer-Sticheleien: Habt Ihr etwa Komplexe? Ansonsten macht weiter so!

Andreas Rüb

Gerbersheim

Idi Amin Gaga?

Kultur-KONKRET forderte den Boykott einer englischen Satire-Schallplatte auf den Staatschef von Uganda.

Rassismus wird von Idi Amin praktiziert und weniger von den englischen Kabarettisten. Daß die Londoner BBC aus politischen Rücksichten ein Sendeverbot verhängte, scheint mir kaum fortschrittlich zu sein. Was allerdings wirklich reaktionär ist, das ist die Pervertierung internationalistischer sozialistischer Prinzipien, wenn in einer sozialistischen Zeitschrift wie KONKRET der brutale Terror, Mord und Folter gegen andere Rassen und Stämme sowie gegen das eigene Volk vertuscht werden, wenn sie von einem Diktator schwarzer oder brauner Hautfarbe ausgeübt werden. Den von ihren neuen herrschenden Klassen unterdrückten Armen der sogenannten „dritten Welt" wird damit in keiner Weise gedient.

A. Davidsohn

Locarno

Spiel oben ohne?

Winfried Thomsen schilderte (11/75) den Ablauf des CIA-Tests „Spiel der Nationen" in der KONKRET-Redaktion.

Kriegen wir KONKRET-Leser jetzt jedesmal vorgeführt, womit sich die Herren Redakteure ihre Freizeit vertreiben? Wenn das geplant ist, dann bitte ich doch die Schilderungen über den Ausgang von „Malefiz", „Fang den Hut" und „Chicago" zu überspringen und als nächstes ein Pfänderspiel oder Strip-Poker anzusetzen. Bericht mit Bildern!

Franz Hackfelt

Straubing

Konkret 12/75, S. 2

Winfried Thomsen

Radikalauer

Gegen ein sattes Beraterhonorar verzichtete der Abgeordnete gern auf die Gedanken, die er ohnehin nicht hatte.

Er verlor durch einen Betriebsunfall erst ein Auge und dann wegen Krankfeierns seinen Job.

Wer da sagt, Gott ist tot, der vergreift sich an ungeborenem Leben.

Warum Ernest Mandel nicht in die BRD einreisen darf? Nun, die Nazis haben ihn ausgewiesen, und wir werden doch nicht genau dasselbe machen.

Er hatte so viele Hongkong-Filme gesehen, daß er den Handkantenschlag für die Ursache der Spaltung des Hintern hielt.

Welche Stellungen schlägt die CDU in ihrem neuesten Positionspapier eigentlich vor?

Viele Leute glauben, das Grundgesetz sei etwas Ähnliches wie „Mein Kampf": man müsse es nicht lesen, aber kräftig anwenden.

Demokratie ist dem Soldaten Rall und Schauch.

Juan Carlos von Bourbon -ist das nicht das, was der Burton immer runterspült?

Die Zentrale hat beschlossen, die Dinge positiv zu sehen. Nun fahnden sie alle nach dem Guten in der Latrine.

Ursache der Weltwirtschaftskrise ist die Forderung nach Investitionslenkung.

Staatsexamen: Überprüfung bestanden.

Das Parlament soll die Interessen der Mehrheit der Bevölkerung vertreten. Nur findet sich dafür keine Mehrheit im Parlament.

„Hundehaltung ist unrentabel", dachte sich der Herr und vermietete die Hütte.

Konkret 12/75, S. 4

Portugal-Solidarität

Jeder kann helfen!

23 000 Mark sind allein in den ersten neun Tagen der Sammlung auf das Sonderkonto Günter Wallraff eingezahlt worden - genug für einen Traktor und eine große Sendung Düngemittel. Die Namen der Gründer des „Initiativkreises Solidarität mit Portugal" bürgen dafür, daß diese Spenden an die richtige Adresse kommen. Es sind Horst Bingel, Dieter Hildebrandt, Friedrich W. Hölscher, Professor Gerhard Kade, Franz Xaver Kroetz, Professor Reinhard Kühnl, Gunnar Matthiessen, Heinz Reichwald, Eckart Spoo und Günter Wallraff.

Sammeln Sie im Betrieb, in der Schule, im Seminar! Überweisen Sie Ihre Spende auf das Sonderkonto Günter Wallraff, Postscheckamt Köln, Postscheckkonto-Nr. 275 25 - 507.

Spendenaufruf!

Der Faschismus hat dem portugiesischen Volk ein schweres Erbe hinterlassen. Ein halbes Jahrhundert wurden jede politische Freiheit, jeder demokratische Wille unterdrückt. Über 60 Prozent der Bevölkerung sind ohne Schulbildung, können weder lesen noch schreiben. Der jahrzehntelange Kolonialkrieg, die Rüstung und umfangreiche Waffenimporte haben die Staatsfinanzen zerrüttet, haben Portugal zum ärmsten Land Europas gemacht und das Volk an den Rand seiner Existenzmöglichkeit getrieben.

Die Unterdrückung und Ausbeutung durch einige wenige reiche Familien haben zur Verelendung breiter Bevölkerungskreise geführt. Über 60 Prozent der Lebensmittel müssen aus dem Ausland eingeführt werden, weil die Großgrundbesitzer die Landwirtschaft in eine katastrophale Lage brachten. Es fehlt an Traktoren, Bewässerungsanlagen, Düngemitteln, Saatgut und Ackergeräten. Es fehlt an Schulen, medizinischen Einrichtungen und an den notwendigsten Unterhaltsmitteln. Nach der Niederringung des Faschismus hat das portugiesische Volk jetzt die Entwicklung des Landes in die eigenen Hände genommen. Es will sich ein neues Portugal bauen. Dabei muß es sich zur Wehr setzen gegen die innere Reaktion und gegen ausländische Einmischungsversuche derer, die vor dem 25. April 1974 das faschistische Regime unterstützten oder wohlwollend zu ihm schwiegen. Es steht vor der schwierigen Aufgabe, seine soziale Rückständigkeit und wirtschaftliche Verelendung zu überwinden sowie seine jungen demokratischen und gesellschaftlichen Errungenschaften zu verteidigen.

Die Landarbeiter müssen den Boden, der jahrzehntelang brach lag und ihnen jetzt übereignet wurde Hektar für Hektar bearbeiten, um ihre eigene Existenz und die Versorgung des portugiesischen Volkes zu sichern. Sie sind dabei ständig der Gefahr von Sabotageaktionen ausgesetzt, mit denen die Reaktion versucht, das Land in ein Chaos zu stürzen.

Die Industriearbeiter müssen die Produktion entwickeln. Sie müssen ihre eben erworbenen Mitbestimmungsrechte gegen den erpresserischen Druck ausländischen Kapitals durchsetzen. Sie müssen darum kämpfen, den jetzt staatlich garantierten Mindestlohn von 400 DM im Monat von den internationalen Unternehmungen zu erhalten.

Die Opfer des faschistischen Terrors der letzten Monate müssen sich eine neue Existenz aufbauen.

Konkret 12/75, S. 5

konkret intern

Der "Stern" berichtete es und auch die Branchendienste gaben es weiter: Heinrich Böll, Nobelpreisträger, Autor der "Katharina Blum", wird KONKRET-Kolumnist. Schon in diesem Heft sollte die erste Kolumne erscheinen, doch eine Reise nach Portugal zog sich über den Redaktionsschluß hin. Start also im Januar

Günter Wallraff was there: Bei den Kölner Ford-Werken, wo er vor zehn Jahren als Hilfsarbeiter fristlos entlassen worden war, weil er seine Band-Erfahrungen veröffentlicht hatte. Auch diesmal blieb er unerkannt - bis auf eine Ausnahme: Ford-Generaldirektor Robert.A. Lutz fragte den Schriftsteller, der sich als „Günter" vorgestellt hatte, argwöhnisch: "Wie war doch Ihr Name ?"

Wow ! 3.168 KONKRET-Leser antworteten bis zum Einsendeschluß auf die KONKRET-Leserumfrage. Zwei Sozialforscher wurden mit der Aufbereitung und Auswertung beauftragt(Entwarnung: Die Adressen-Abschnitte blieben in der Redaktion). Ende November sollen die Ergebnisse vorliegen. Wichtiges daraus veröffentlichen wir im Januar-Heft, wo auch die Preisträger bekanntgegeben werden. (Erstverkaufstag: 23.12.75)

Wer ist Peggy Panther, die auf der neuen LP von Udo Lindenberg unter der Rubrik Textinspiration auftaucht ? Und wer spielt im nächsten Faßbinder-Film die Frau des Titelhelden Kurt Raab? Richtig: KONKRET-Reporterin Peggy Parnass

Konkret 12/75, S. 6

Hermann L. Gremliza

Kleineres Übel, ganz groß?

In zehn Monaten wird ein neuer Bundestag gewählt. Was, wenn CDU und CSU die absolute Mehrheit erreichen, wenn Strauß und Kohl in Bonn regieren dürfen?

Es heißt, daß es dann fürchterlich wird. Daß dann der schwarz-braune Sumpf sich über das ganze Land ausdehnt, daß es Berufsverbote hagelt, auf Jusos, auf mittlere Sozialdemokraten gar, daß Sozialleistungen demontiert werden, auf die kümmerliche Bildungsreform die ausgewachsene Bildungsreaktion folgt, der Numerus clausus zur guten alten Zeit und die berufliche Bildung den Unternehmern vollends ausgeliefert wird. Man hört, daß aus den Arbeitslosen und Kurzarbeitern eine industrielle Reservearmee werden soll, daß dann die Armen geschröpft und die Reichen gefüttert, die Lohnabhängigen erpreßt und die Investoren geködert werden. Auch werde die Ostpolitik liquidiert, es folgten Kalter Krieg und Berlin-Krisen mit all den dazugehörigen innenpolitischen Reflexen. Internationale Isolierung sei die Folge, und deren Folge Bonner Aggressivität. Gleichgesinnte Verbündete säßen nur noch in Südafrika, Brasilien, Südkorea und Chile, wie dort werde der Rechtsstaat ausgehöhlt, mit Vorbeugehaft, Schießbefehl, militarisierter Polizei, allgegenwärtigem Verfassungsschutz, CIA-gleichem BND. Alle Rechtsreformen würden noch hinter ihren Ausgangspunkt zurückgedreht - angefangen beim Strafvollzug über das Eherecht bis hin zum Paragraphen 218. Tendenz: Kopf ab für Abtreibung.

Wendet man ein, die CDU habe doch schon einmal zwanzig Jahre lang das Land regiert, und so schlimm sei es damals nicht gewesen, erhält man die Antwort: Die CDU hat sich unter dem Schock des Bonner Machtverlustes gewandelt, sie ist nicht mehr der relativ liberale Haufen der sechziger Jahre, der in der Sicherheit seiner Macht so manches durchgehen ließ. Heute ist sie eine rechte Kampffront, der jedes Mittel recht ist, ihre Herrschaft auf Dauer zu sichern.

An diesem Entwurf für eine Strauß/Kohl-regierte Bundesrepublik stimmt so ziemlich alles, und man tut gut daran, nicht zu zweifeln, daß es im Falle eines Wahlsieges der CDU/CSU -ginge es nach den Wünschen der designierten Minister Carstens, Dregger, Strauß, Stoltenberg und Biedenkopf - auch so käme. Bloß: So ganz nach ihnen geht es nicht.

Sicher, Willy Brandts Ostpolitik hätte ausgedient. Aber Kalter Krieg, Berlin-Krisen, Grenzen von 37 und Oder-Neiße-Debatten - mit solchem Kokolores würden sich die USA und andere westliche Staaten ihre langfristige Entspannungspolitik nicht kaputtmachen lassen. Und auch hierzulande würden gewichtige, am Osthandel interessierte CDU-Finanziers Mäßigung verlangen.

Kein Zweifel, denn wir hören und lesen es täglich neu: Inder CDU/CSU ist die Sehnsucht nach spanischen Zuständen ziemlich verbreitet. Aber selbst Spaniens Unternehmer sind nicht länger bereit, die Behinderungen des freien Handels zu ertragen, die politische Isolierung in einer parlamentarisch-demokratischen Nachbarschaft zur Folge hat.

Unbestreitbar: CDU und CSU vertreten die Interessen des großen Kapitals, eine industrielle Reservearmee, Lohnabbau und Kürzung von Sozialleistungen gehören zu ihrem Wunschprogramm. Wer will, der kann? In Krisenzeiten radikalisieren sich deutsche Arbeiter immer nach rechts? Das ist eine Geschichtslüge, verbreitet von denselben Leuten, die es fertiggebracht haben, den Opfern des Nationalsozialismus die Schuld an seiner Machtergreifung zuzuschieben: In Wahrheit haben, trotz immenser Inflation und Arbeitslosigkeit, noch im November 1932 genauso viele Lohnabhängige die Parteien der Linken (SPD und KPD) gewählt wie 1919. Zu den Nazis übergelaufen ist der Mittelstand. Nach 1945 hat sich der Anteil der Lohnabhängigen an der Gesamtbevölkerung wesentlich erhöht. Das alles wissen die CDU/CSU-Führer auch (wer glaubt schon seine eigenen Lügen?). Sie müßten, würden sie regieren, auch hier sehr vorsichtig operieren, wollten sie nicht die Kampfbereitschaft der Lohnabhängigen und ihrer Organisationen gefährlich aufstacheln.

Heute gelingt es dem Funktionärskorps der Gewerkschaften mit großem Erfolg, trotz Massenarbeitslosigkeit, Kurzarbeit und Lohnabbau die Basis ruhig zu halten. Würde es ihnen noch gelingen und wollten sie das überhaupt noch, wenn in Bonn nicht mehr die Genossen regierten? Könnten sie es noch, wenn ein Finanzminister Strauß mit Lohnleitlinien und Sozialabbau provoziert?

Auch die Ausweitung der Berufsverbote wäre so selbstverständlich nicht: Wie lange könnte sich eine Regierung der bundesdeutschen Exportindustrie den Horror vor den Teutonen leisten, der dann in der liberalen Öffentlichkeit westlicher Partnerländer ausbräche? Schleichende Faschisierung? Die Bundesrepublik liegt nicht irgendwo im Busch, sondern mitten in Europa, die größte imperiale Macht neben den USA, hart an einer Grenze, die auch rechten Experimenten einen Rahmen setzt.

Nun hat sich ja gerade das deutsche Kapital nicht immer als sehr sicher im Umgang mit der Vernunft erwiesen,, 1914 nicht und 1933 auch nicht. Damals standen freilich zumindest die kurzfristigen Erfolgschancen irrationaler Ausbrüche besser.

Das alles wird zu bedenken sein, wenn die SPD im Wahlkampf wieder einmal alles gegen das größere Übel mobilisieren will, wenn sie auch wieder um die Stimmen derer wirbt, denen sie vier Jahre lang zugunsten ihres Bürger-Flügels in den Hintern getreten hat. Wenn sie - wie 1972 - plötzlich wieder merkt, daß sie nicht nur die „ Wähler der Mitte" braucht, sondern auch jene fünf bis zehn Prozent kämpferischer Arbeiter an Rhein und Ruhr und jene zwei bis drei Prozent Intelligenz am linken Rand der Partei.

Keiner von denen wünscht sich eine Regierung Kohl/Strauß, aber es könnte doch sein, daß ihnen das „kleinere Übel" nicht klein genug ist, daß sie nicht mithelfen, einen Innenminister Dregger zu verhindern, ohne die Sicherheit, daß ihnen ein Innenminister Klose oder ein anderer Berufsverbots-Anhänger in diesem Amt erspart bleibt. Daß es ihnen nicht genügt, Herrn Wörner von der Hardthöhe fernzuhalten, nur um Herrn Leber weiterhin die Fütterung der Rüstungsindustrie mit Milliardenobjekten vom Typ MRCA zu ermöglichen. Daß sie die Wahl zwischen einem Programm der industriellen Reservearmee und einer Hilflosigkeit vor zwei Millionen Arbeitslosen und Kurzarbeitern verweigern. Und daß sie zu all diesem nicht markige Sprüche in der Westfalenhalle erwarten (das hatten wir auch 1972), sondern ein verbindliches, detailliertes Wahlprogramm.

Für kämpferische Appelle wird nichts gegeben: Ein bißchen mehr, Genossen, muß euch schon einfallen.

Konkret 12/75, S. 7

konkret extrakt

Twendenzwende

Und wieder einmal kann eine Zwecklüge widerlegt werden, nämlich die von der zunehmenden Rechtstendenz unter Jungwählern. Eine Auflistung der Wahlentscheidungen der 18- bis 25jährigen bei den letzten Landtagswahlen ergibt, daß sie zu 46,7 Prozent der SPD ihre Stimme gaben bei einem Durchschnitt von 41 Prozent in allen Altersgruppen. In Nordrhein-Westfalen wählten 53,8 Prozent der Jungwähler sozialdemokratisch (Gesamtdurchschnitt 46 Prozent), die jungen Hessen liegen mit 8,5, die Jungwähler aus Schleswig-Holstein sogar mit 11,3 Prozentpunkten für die SPD über dem Wahlergebnis aller Altersgruppen. In Hamburg allerdings, wo seit Jahren eine als „SPD" firmierende CSU-Gruppe an der Senatsmacht ist und den „Radikalen-Erlaß" erfunden hat, lag der SPD-Jungwähleranteil unter dem Durchschnitt. Auch die DKP bekam von den Jungwählern erheblich mehr Stimmen als ihre Gesamt-Ergebnisse vermuten lassen. Von den Erstwählern wählten zum Beispiel in Bremen 8,7 Prozent DKP, und von den 21- bis 25jährigen 7,4 Prozent (Gesamtresultat: 2,1 Prozent).

Achte Partei?

Obwohl es in der Bundesrepublik sieben nennenswerte Parteien gibt (von rechts nach links: NPD, KPD, CSU, CDU, FDP, SPD, DKP), wird ständig an einer vierten Partei herumgeplant. Jetzt auch auf der Linken: Bei einer Konferenz des „Sozialistischen Büros" in Offenbach, einer lockeren Gruppierung linker Gewerkschafter, Intellektueller und früherer Apo-Politiker, wurde auch die mögliche Gründung einer linkssozialistischen Partei diskutiert. Autor des Gedankens war Rudi Dutschke, der auf KONKRET-Anfrage ein Teilgeständnis ablegte: „Ich habe die Organisationsfrage aufgeworfen."

Partei-Acht

Gegen 60 Frankfurter Sozialdemokraten (80 weitere schlossen sich später an), die in einer Erklärung Form und Inhalt der Portugal-Veranstaltung mit Willy Brandt und Mario Soares Mitte September kritisierten, will der (linke?) SPD-Unterbezirksvorstand Frankfurt mit Parteiverfahren vorgehen. Soares hatte auf dieser Veranstaltung als vorrangiges Ziel seiner Politik den Kampf gegen die KP Portugals genannt. Diskussion wurde nicht zugelassen.

In Leverkusen wurde der gesamte fünfköpfige Unterbezirksvorstand der Jungsozialisten seiner Ämter enthoben. Gegen jedes Vorstandsmitglied wurden Ausschlußverfahren eingeleitet. Grund: Verstoß gegen den „Abgrenzungsbeschluß" des Parteirats. Anlaß: Unterstützung eines Aktionskomitees „Roter Punkt", in dem auch DKP-Mitglieder mitarbeiten.

In West-Berlin hat der SPD-Vorstand des Stadtteils Steglitz gegen den Leiter einer Diskussionsveranstaltung zum „Radikalen-Erlaß", an der auch die Juso-Vorsitzende Wieczorek-Zeul teilgenommen hat, ein Parteiordnungsverfahren eingeleitet. Versammlungsleiter Gruner habe eine Resolution eingebracht, der auch im Saal anwesende Kommunisten zugestimmt hätten. Die Entschließung, die von den 200 Teilnehmern mit großer Mehrheit angenommen wurde, richtete sich unter Berufung auf SPD-Beschlüsse gegen die Berufsverbote und verlangte die Vernichtung von Verfassungsschutz-Dossiers.

Der Münchner Oberbürgermeister Kronawitter hat von seinen SPD-Genossen gefordert, sie sollten sich nicht mehr mit einer Reihe von „Randproblemen" beschäftigen. Auf seiner Liste mit Diskussionsstoffen von „nachrangigem" Wert steht an erster Stelle der „Radikalen-Erlaß", es folgen die Abgrenzungsbeschlüsse der SPD und „Vorgänge in Chile".

Vertellnix und die Tagesschau

Ein Sternmarsch von 35 000 Studenten für bessere Studienbedingungen im Sommer 75 wurde im Fernsehen nicht erwähnt.

Ein Protestritt von 50 Herren aus den noblen Elbvororten Hamburgs vor das Rathaus der Hansestadt gegen die geplante Schließung des Polizei-Reitstalls im Vorort Falkenstein, wo die Polizei-Pferde für ihren Einsatz gegen Demonstranten gut in Futter gehalten werden, wurde über den Fernseh-Bildschirm ausführlich vermeldet.

*

In einer endlos scheinenden Schlange strömten über vier Stunden lang die Teilnehmer eines Demonstrationszuges auf das Kundgebungsgelände bei der Dortmunder Westfalenhalle: Zentrale Aktion des DGB „Für eine wirksame Verbesserung der wirtschaftlichen Situation", „Gegen Arbeitslosigkeit", „Für qualifizierte Mitbestimmung", „Gegen reformfeindliche Kräfte" und „Für eine schnelle und grundlegende Reform der Berufsbildung" - so die Losungen.

Aus dem Funkgerät eines Polizeimotorrads hörten Demonstranten die Stimme eines Beamten: „Achtung. Es sind insgesamt 80 000 bis 100 000, die hier demonstrieren. Ich wiederhole: achtzigtausend bis hunderttausend."

Der DGB-Vorsitzende Vetter später auf der Kundgebung: „45 000 bis 50 000 sind hier nach Dortmund gekommen."

In der ersten Ausgabe der Tagesschau des NDR sagte um 20 Uhr der Sprecher: „Über zehntausend Menschen beteiligten sich an einer Demonstration."

Auf einen Anruf in der Tagesschau-Redaktion antwortete Redakteur Freuer: „Die Zahlen? Die haben wir von dpa:" „Sind Sie da ganz sicher?" - „Also ganz sicher. Es ist von einer dpa-Meldung."

In der Zentrale der Deutschen Presseagentur (dpa) meldet sich Redakteur Krischke: „Diese Zahl ist nicht von uns. Wir haben gemeldet, daß nach Angaben der Polizei 22 000 bis 25 000 demonstrierten und daß Vetter von 40 000 bis 50 000 Demonstranten sprach."

In der Tagesschau-Redaktion ist Redakteur Münchow anfangs erstaunt: „Keine dpa-Meldung? Wir suchen das gerade raus. Ach hier. Es ist eine AP-Meldung. Ganz sicher, sie ist von AP."

Der Redakteur in der Frankfurter Zentrale von Associated Press (AP): „Das ist wohl von uns. Wir haben geschrieben, daß mehr als 20 000 an der Kundgebung teilnahmen und daß über die Hälfte vorher an einer Demonstration teilnahm."

Die Zahlen hat der Düsseldorfer Korrespondent Vietinghoff durchgegeben. Er sagt: „Also die Zahlen habe ich von der Polizei." - „Sie haben sich nicht verhört?" - „Ganz sicher nicht." - „Aber wenn 20 000 bei der Kundgebung waren, und nur 10 000 demonstrierten, wo kamen dann die restlichen 10 000 her?" -„Also, das kann ich mir auch nicht erklären. Die Polizei hat das so gesagt. Wo die herkommen, weiß ich auch nicht."

1n der Tagesschau-Redaktion sagt Redakteur Münchow auf die Frage, warum für die Sendung nur die AP-Meldung benutzt wurde: „Moment, wir recherchieren jetzt gerade neu." - „Nein, ich will aber wissen, warum nicht auch die dpa-Meldung mit der Angabe von Vetter verwendet wurde?" - „Das liegt sicher daran, daß sie so spät hier war." - „Wenn sie bis 18 Uhr dagewesen wäre, hätte das gelangt?" - „Ja, bis 18 Uhr bestimmt."

Bei der dpa-Zentrale wird die Auskunft gegeben: „Die Meldung mit dem Vetter-Zitat ging um 14.56 Uhr raus."

Als in der Tagesschau-Redaktion Redakteur Münchow am Telefon hört, daß die Meldung um drei Uhr da war, sagt er: „Moment, wir haben jetzt den Polizei-Präsidenten an der Leitung." - „Ich möchte trotzdem wissen, warum Sie die dpa-Meldung nicht verwendet haben, obwohl sie rechtzeitig da war." - „Wie, äh, ja, ich kann mir das nicht erklären. Es wird wohl Arbeitsüberlastung gewesen sein. Ja, das war es sicher."

Niklas Jung

Der Kommissar

Am 1. November, zu Allerheiligen, hat der Präsident der Marburger Universität, Rudolf Zingel, die gewählte Studentenvertretung der Hochschule, den AStA, von allen Ämtern suspendiert und einen Staatskommissar eingesetzt. Dieser bisher einmalige Vorgang, mit dem sich - so der AStA - der Präsident in „gefährliche Nachbarschaft zu faschistischen Regimen" begebe, geht auf den Wunsch eines einzelnen CDU-Studenten zurück. Weil ihm einige Äußerungen der Studentenvertretung, die von Mitgliedern des MSB Spartakus und des Sozialistischen Hochschulbundes gebildet wird, nicht paßten, zog er vors Kasseler Verwaltungsgericht. Hier nun wurde der AStA für „allgemeinpolitische Stellungnahmen" zu insgesamt 22 000 Mark Geldstrafe verurteilt. (Darunter je 2000 Mark für die Veröffentlichung eines

Gedichts von Peter Schütt und zweier Plakate von Klaus Staeck und Jörg Scherkamp zur Chile-Solidarität und 4000 Mark für die Aufführung der „Mannesmann-Kantate" von Erika Runge und Hans Werner Henze.) Professor Helmut Ridder spricht in einem Gutachten von „Zensur", der Kasseler Entscheidung zufolge stelle schon die Erklärung der Studentenschaft, durch Zulassungsbeschränkungen würden besonders Arbeiterkinder benachteiligt, ein unzulässiges „Werturteil zu allgemeinpolitischen Fragen" dar. Die Marburger Studenten wollten sich dem Ukas nicht beugen, unter Beteiligung des örtlichen DGB kam es mit 7000 Demonstranten zur bisher größten Kundgebung der Universitätsstadt. Ein Ultimatum des Uni-Präsidenten, der den schriftlichen Verzicht auf künftige politische Äußerungen verlangte, ließ der AStA verstreichen -Zingel sperrte den Studentenvertretern Konten, Telefone und sogar den Strom.

Kleine Geschenke erhalten die . . .

4500 Arbeiter, die vor einem Jahr mit Abfindungsverträgen ihren Arbeitsplatz in den VW-Werken von Wolfsburg, Braunschweig und Salzgitter verloren hatten, sind noch immer ohne neue Anstellung. VW läßt zwar wieder Sonderschichten fahren, der Einstellungsstopp aber bleibt bestehen. Er hat sich bezahlt gemacht. Erstens konnte der Konzern-Umsatz trotz der Verminderung der Belegschaft um 13 Prozent auf 9,32 Milliarden Mark (das sind 6 Prozent mehr als im Vorjahr) gesteigert werden; zweitens zahlt ja die Bundesanstalt für Arbeit (BfA) bei eventuellen Risiken. Noch kurz vor Bekanntgabe der Sonderschichten hat VW 290 Millionen Mark an BfA-Zuschüssen für Kurzarbeit einkassiert. KONKRET-Prognose: Auch gegen Ende Dezember wird wieder kurzgearbeitet. Denn dann muß die BfA einen Teil der Entlohnung für die gesetzlichen Feiertage übernehmen. Der DGB: „Allein für diese zwangsweisen Festtagspräsente muß die Nürnberger Behörde jährlich rund 80 Millionen Mark ausgeben."

LAGEBERICHT

In meinem Land wenn man eine große Fabrik

sagt man: meint Wolfsburg.

Aus Peter Maiwalds „Geschichten vom Arbeiter B.", die soeben im Raith-Verlag erschienen sind.

Flick mal wieder

Den von erneuten BAFöG-Kürzungen betroffenen Studenten hat die Hamburger AStA-Zeitung „zas" einen „Spartip des Monats" anzubieten. Weil er von überregionalem Interesse sein dürfte, geben wir ihn hier wieder:

„Alle, die sich jetzt gerade mit dem Gedanken tragen, einen Posten DaimlerBenz-Aktien (vielleicht so um die 29 Prozent) zu veräußern, sollten unbedingt daran denken, die Übergabe erst am 1. 1. 1976 stattfinden zu lassen. Sie haben dann 3 Jahre Zeit, einen Antrag auf Steuererlaß zu stellen; in dieser Zeit bringt die nicht versteuerte Hälfte des Erlöses - es ist mit 2 Milliarden Mark zu rechnen - allein ca. 300 000 000 Mark Zinsen ein.

Der Antrag sollte dann nach § 6 b des Einkommensteuergesetzes gestellt werden; zur Begründung sollte angegeben werden, daß man den Erlös in ein „volkswirtschaftlich besonders förderungswürdiges" Projekt investieren will.

In der Regel wird die Sache dann 2-3 Jahre geprüft, und wenn dann dummerweise dem Antrag nicht nachgegeben werden sollte, braucht man sich doch nicht zu grämen kommen doch noch einmal 200 000 000 bis 300 000 000 Mark Zinsen dazu.

Also, Kommilitonen, frisch ans Werk, holt Eure Aktien unter der Matratze hervor und verdient Euch ein kleines Zubrot! (Nähere Einzelheiten teilt Euch sicher Herr Friedrich-Karl Flick mit.)"

Milch-Rechnung

Eine neue Rekord-Summe von 17 Milliarden Mark, das sind zwei Drittel des gesamten EG-Haushalts und 2,5 Milliarden Mark mehr als in diesem Jahr, sollen 1976 für Preisstützungen und Lebensmittelvernichtung in den Ländern der Europäischen Gemeinschaft ausgegeben werden. Die von der Bundesregierung unterstützte „Arbeitsgemeinschaft der Verbraucher" kommentiert:

Zu berücksichtigen ist, daß von den 17 Milliarden Mark des Garantiefonds nur ein Bruchteil sein eigentliches Ziel erreicht, nämlich die Verbesserung der Einkommen der sozial hilfsbedürftigen Landwirte. Nicht einmal ein Drittel der genannten

Summe erreicht dieses Ziel, weil der Garantiefonds hauptsächlich Kosten - vor allem der agrarischen Produktion und der Lagerhaltung - subventioniert und weil außerdem ein überproportional großer Teil dieser Subventionen den großen Betrieben zufließt, die einer solchen Finanzhilfe kaum bedürfen. Bei der Milch, die allein sieben der 17 Milliarden Mark verschlingt, ist sogar davon auszugehen, daß kaum mehr als zehn Prozent der Gesamtsumme als Einkommensverbesserung der begünstigten Bauern wirksam werden."

Mädchen-Rechnung

Von den 27,1 Millionen Erwerbstätigen in der Bundesrepublik sind 10 Millionen Frauen. Daß sie in der Regel für die gleiche Arbeit weniger Lohn oder Gehalt bekommen, ist bekannt. Das statistische Bundesamt hat's jetzt genauer ausgerechnet: Um 30 Prozent niedriger als der der Männer ist der durchschnittliche Bruttoarbeitsverdienst der Arbeiterinnen in der Industrie. Die weiblichen Angestellten in Industrie und Handel verdienen sogar 38 Prozent weniger als ihre männlichen Kollegen.

Preissteigerung für Leserbriefe

Wegen „Beleidigung" hat ein Münchner Gericht einen Verwaltungsangestellten zu einer Geldstrafe von 1200 Mark verurteilt. Corpus delicti ist ein Leserbrief an die „Süddeutsche Zeitung", der sich mit der von allen Bundestagsparteien kritisierten Praxis der Gewissens-Prüfung bei Kriegsdienstverweigerern auseinandersetzt: „Die meisten Vorsitzenden (der Prüfungsausschüsse), die ich kennengelernt habe, setzen sich mit einer Arroganz die nur mit Dummheit oder Unkenntnis der menschlichen Psyche begründet werden kann, über die Gefühle der jugendlichen Antragsteller hinweg."

Linienrichter

Heinrich Windelen, stellvertretender Vorsitzender der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, fordert für den offiziellen Gebrauch Landkarten mit den Grenzen von 1937. Er klagt, daß auf den Karten, die in den Botschaften der BRD aushängen, die Oder-Neiße-Grenze neuerdings „wie die Grenze zu einem ausländischen Staat" dargestellt werde. Eins hat Windelen übersehen: Auch Togo ist deutsch!

Mit Unterstützung dreier internationaler Gewerkschaftsorganisationen und des Weltkirchenrats bereitet das Auslandskomitee des chilenischen Gewerkschaftsbundes CUT gegenwärtig eine neue Chile-Solidaritätsaktion vor: Mitte Dezember soll ein Schiff mit Nahrungsmitteln und Bekleidung für chilenische Kinder den französischen Hafen Le Havre verlassen. Aus der Bundesrepublik werden Spenden auf das Sonderkonto Prof. Erich Wulff 527 055 - 602 Postscheckamt Frankfurt/Main erbeten. Kennwort: „Ein Schiff für Chile".

Investitions-Beilage

Wie die „Washington Post" berichtet, stand an den US-Botschaften „jahrzehntelang" fast jeder zweite Mitarbeiter im Auftrag des CIA: Neben 3900 „echten" Diplomaten arbeiteten 3700 CIA-Agenten in den ausländischen US-Vertretungen. Allein in Santiago de Chile seien zeitweise 11 von 13 Botschaftsangehörigen Geheimdienst-Männer gewesen.

Ebenfalls die„ Washington Post" hat enthüllt, daß über die Hälfte der 993 Soldaten, die in einer entsprechenden Abteilung der US-Militärschule in der Panama-Zone zu Berufskillern ausgebildet werden, Offiziere der chilenischen Junta sind. Und wozu werden sie ausgebildet? Um das „attraktive Investitionsklima" im faschistischen Chile zu verteidigen. (Zitate von Heinz Friese, Geschäftsführer der „deutsch-chilenischen Industrie- und Handelskammer", entnommen einer sechsseitigen Chile-Beilage des „Handelsblatt". Schlagzeile: „Investieren in Chile".)

Investitionsumlage

Nachdem die Unternehmer bis Mitte dieses Jahres rund 8 Milliarden Mark an Investitionszulagen einstreichen konnten, können sie sich schon wieder auf gut 10 Milliarden Mark an Steuergeschenken freuen (unter anderem durch „Verbesserung der degressiven Abschreibungsmöglichkeiten", durch Herabsetzung der Vermögenssteuer und Vergünstigungen für Schulden und Zinsen bei der Gewerbesteuer). Natürlich wird dann auch investiert. Und zwar so, daß im kommenden Jahr

weitere 600 000 Arbeitsplätze vernichtet werden, wie das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut des DGB errechnet hat. Vor allem wird in Billiglohnländern investiert. Jeder dritte bundesdeutsche Industriebetrieb - in der Textilindustrie sogar jeder zweite - unterhält Produktionsstätten im Ausland. Die Commerzbank hat in einer Studie festgestellt, daß diese Investitionspolitik „künftig verstärkt" fortgesetzt wird, da im Inland die Belastungen „auf die Dauer zu hoch" seien.

Konkret 12/75, S. 8

Arnfried Astel

„Man sah das Buch vor lauter Bullen nicht"

Der Saarbrücker Schriftsteller und Journalist Arnfried Astel schildert seine Eindrücke von der Frankfurter Buchmesse.

Der Stand war mit Seilen abgesperrt, dahinter zahlreich uniformierte und zivile Polizisten, auch vor der Absperrung standen einige, der spanische Stand war ein lebender Poster, man sah das Buch vor lauter Bullen nicht. 25 oder 30 Messebesucher, die in Gruppen diskutierten. Eine Gruppe diskutierte auch- ruhig und inhaltlich, also ohne Provokation - mit den Beamten. Ich schaltete mich ins Gespräch ein und sagte etwa folgendes: Während in anderen westeuropäischen Ländern wie etwa den Niederlanden oder Schweden die Regierungschefs selbst sich auf die Straße begaben und Massendemonstrationen gegen die Todesurteile der spanischen Faschisten anführten, filmte und fotografierte die deutsche Polizei die Messebesucher auf Schritt und Tritt bei der Ausübung ihres Bürgerrechts der demonstrativen Empörung über die faschistischen Zustände in Spanien.

Als ich den Stand gerade wieder verlassen wollte, entstand plötzlich - offenbar von Greiftrupps der Polizei ausgelöst -ohne ersichtliche Veranlassung ein gefährliches Handgemenge, das mich so erschreckte, daß ich laut und spontan „Hilfe" rief. Polizisten in Zivil und in Uniform rissen an einem rockerhaft gekleideten Mann und an einer Frau. Die Greiftrupps schlugen auf die beiden ein, ich rief erneut um Hilfe und verlangte schließlich die Dienstnummer der Beamten. Da wurde aber auch ich schon in der gleichen Weise gegriffen und geschlagen, und als ich nun bestürzt und im eigenen Interesse „Hilfe" rief, wurde ich brutal zusammengeschlagen: Ein Beamter schlug mir mit dem Knie in den Magen, so daß ich zu Boden ging, wo ich, weiter um Hilfe rufend, von zivilen und uniformierten Polizisten mit Fußtritten in den Leib, auf Brust und Magen traktiert wurde. Schließlich schoß ein über mir stehender Beamter aus etwa einem halben Meter Entfernung Chemical Mace auf meinen Kopf ab. Er traf mich auf die linke Schläfe, auch die Augen wurden übersprüht.

Ich wurde dann von zwei Uniformierten im Polizeigriff auf die Messewache geschleift. Ich hatte von den Mißhandlungen starke Magenschmerzen, brennende Schmerzen am Kopf und an den Augen. Schließlich wurde ich nach etwa einer dreiviertel Stunde von zwei Uniformierten quer durch die Halle 5, wieder am spanischen Stand vorbei, zum Messearzt gebracht. Als ich mich unterwegs wegen der anhaltenden Leibschmerzen auf einen Stuhl setzen mußte, verhöhnten und verlachten mich die Beamten. Bei der Überführung ins Polizeipräsidium sagte ein uniformierter Beamter mit einem an den Mundwinkeln vorbei senkrecht nach unten gezogenen, dünn ausrasierten blonden Backenbart: „Ihr seid vorläufig festgenommen, wenn einer zu fliehen versucht, gibt's die Kelle." Auf meine Frage, was das denn sei, antwortete er nach längerem Hin und Her: „Das werdet Ihr schon merken, dann wird geschossen." Noch auf der Messe antwortete ein Beamter der Spiegel-Journalistin Marie-Luise Scherer auf die Frage, wohin wir denn nun gebracht würden, offenbar um unser Engagement gegen den spanischen Faschismus zu verhöhnen: „In Halle sechs. Dort finden die Erschießungen statt."

Das Kultur-Establishment heizte dann offenbar noch in der Nacht dem Frankfurter Polizeiestablishment ein, was schließlich zur Folge hatte, daß gegen Mitternacht höchstpersönlich Herr Kalk, der Kripochef von Frankfurt, in meiner Zelle erschien, sich freundlich nach meinem Befinden erkundigte und mir zu verstehen gab, daß ihm der Übereifer der Beamten in diesem Fall peinlich sei, die Beamten seien in dieser angeheizten Situation nervös und überfordert, voraussichtlich würden wir noch in der Nacht entlassen usw . . . .

-

Konkret 12/75, S. 10

Stephan Albrecht

Weinende Zweite - lachender Dritter

Zwei sozialdemokratische Studentenorganisationen machen sich an etlichen Hochschulen immer mehr Konkurrenz: der Sozialistische Hochschulbund (SHB) und die Jungsozialisten Hochschulgruppen (JHG). Stephan Albrecht, ehemaliger SHB-Bundesvorsitzender, plädiert für eine stärkere Zusammenarbeit:

Früher, in der Weimarer Republik, gab es nur eine Handvoll von Studenten, die sich zur SPD bekannten und sozialistische Ziele unter den Studenten vertraten. Inder Bundesrepublik gab es erst einen sozialdemokratischen Studentenverband mit dem Namen SDS. Dieser tendierte angesichts offizieller sozialdemokratischer Anpassung, der Aufgabe sozialistischer Positionen Ende der 50er Jahre nach links und wurde sogleich von der Partei verstoßen. An seiner Stelle wurde der zweite sozialdemokratische Studentenverband SHB gegründet, der die Parteilinie 150prozentig vertrat. Allerdings nicht lange, denn Notstandsgesetze und Große Koalition brachten auch ihn in die Opposition. 1969 waren 50 Prozent der Studentenorgane sozialdemokratisch besetzt. Die Zahl der Anhänger wuchs unter den Studenten. Nicht so die Bereitschaft der SPD, sich politisch mit diesen unbequemen „Intellektuellen" auseinanderzusetzen.

1972 beschloß man kurzerhand, dem SHB zu verbieten, sich weiter sozialdemokratisch zu nennen. Heinz Kühn pries die neue Lösung an: gar keine Studentenorganisation mehr, sondern nur noch Hochschulbetriebsgruppen der SPD. Dem Vorschlag fehlte es jedoch an einer Basis. Einige Jungsozialisten kamen nunmehr auf die Idee, Hochschulgruppen der Jungsozialisten zu gründen. So gibt es seit 1973 zwei sozialdemokratische Studentengruppen, den SHB und die Jungsozialisten-Hochschul-Gruppen (JHG). An manchen Orten eine von beiden, an manchen auch beide nebeneinander.

Nicht gerade zum Vorteil der Studenten. Heute studieren ganze 7 Prozent Arbeiterkinder an den bundesdeutschen Hochschulen. Die jüngsten Beschlüsse der Bundesregierung zur Umstellung des BAföG auf (teilweise) Darlehen werden dazu führen, daß dieser Prozentsatz künftig noch weiter zurückgeht. Hier trägt sozialdemokratische Regierungs-Politik zum Gegenteil dessen bei, was angestrebt war: größere Chancengleichheit, Demokratisierung der Bildung. Die SPD behindert, wo sie unterstützen müßte, und die Regierung baut ab, was an positiver Zielstellung im bildungspolitischen Bereich vorhanden war.

SHB und JHG unterscheiden sich sicherlich in mancherlei Hinsicht: ideologisch, in Bezug auf die Arbeitsschwerpunkte. Aber kann es sich die fortschrittliche Sozialdemokratie leisten, auf eine gemeinsame Politik zu verzichten- angesichts zunehmender Berufsverbote für Sozialdemokraten und des Vormarsches der CDU bei den Oberschülern (den Studenten von morgen)? Einem Nicht-Studenten ist dieses schwer zu erklären. Der Weg zu einer politisch sinnvollen gemeinsamen Arbeit kann nur darin bestehen, daß sich beide zusammenfinden zum Erfahrungsaustausch (warum kann man nicht gemeinsame Seminare zur Auswertung und Vorbereitung von Aktionen durchführen?) und zu einer nach vorne gerichteten und auf den politischen Gegner (die CDU, den RCDS) bezogenen Diskussion (warum kann man nicht eine gemeinsame Veranstaltungsreihe gegen den schwarz-braunen RCDS durchführen?). Die tatsächliche Situation im Bildungswesen erfordert eine größtmögliche Einheit unter den Studenten. Wie aber kann es diese geben, wenn nicht einmal die sozialdemokratischen Studenten politisch geeint sind? Dabei kann der lachende Dritte nur die CDU/CSU sein.

Konkret 12/75, S. 11

Ale□ ander □ on Hoffmann

BRD GmbH & Co. KG

In dieser krisengeschockten Bundesrepublik ist kein Thema so abwegig, daß sich nicht eine öffentliche Diskussion darüber anzetteln ließe. Ist sie einmal im Gange, gerät allein dadurch schnell in Vergessenheit, wie abwegig das Thema ist.

Auf diese Weise wird der frühzeitige Einsatz von Atomwaffen im Kriegsfall diskutiert, der internationale Freihandel mit deutschem Kriegsgerät oder der Numerus clausus für höhere Schulen. Sicher wird es auch dem Professor Dr. Felix von Bormann aus Bad Nauheim mit seinem Leserbrief an den „Spiegel" noch gelingen, die Wiedereinführung der Folter in das gerichtliche Ermittlungsverfahren diskussionsfähig zu machen.

Besonderen Erfolg im absurden Repertoire hat zur Zeit die Debatte über die Privatisierung öffentlicher Betriebe. Sie begann mit einzelnen Testbeiträgen von rechts, etwa des FDP-Grafen Lambsdorff, und mittlerweile wird sie in allen Medien, die etwas auf sich halten, engagiert geführt. Der Süddeutsche Rundfunk widmete ihr eine „Pro und Contra"-Sendung im Fernsehen, an deren Ende der Moderator befriedigt feststellte, man stehe offenbar am Anfang einer längeren Erörterung. Unversehens war der Bastard legitim geworden.

Natürlich hat auch diese Nonsens-Diskussion, wie alle andern, ihre Manager und Nutznießer. Sie gehört zu der massiven Diffamierung aller gesellschaftlichen - im Gegensatz zur privaten- Tätigkeit, mit der gegenwärtig die Ansätze zu Demokratisierung und Reform ein für allemal erledigt werden sollen. Sie fällt in dieselbe Kategorie wie die Attacken auf den öffentlichen Dienst und die staatliche Finanzwirtschaft.

Umgekehrt gibt die Diskussion Gelegenheit, die Vorzüge privaten Unternehmertums herauszustreichen, das angeblich straffer, rationeller, billiger und dabei noch besser als die öffentliche Hand dieselben Dienste verrichten könne. Das ist unheimlich geschickte PR-Arbeit: Just in der Zeit, da das privatwirtschaftliche System die Gesellschaft in eine schwere, hartnäckige Krise gestürzt hat, läßt sich eben diese Gesellschaft in eine Diskussion über die vorzügliche Funktionstüchtigkeit dieses Systems verwickeln und schickt sich an, ihm neue Bereiche auszuliefern.

Aber nicht nur das macht die Diskussion absurd. Sie hat durchweg die Qualität eines Expertengesprächs im Gard-Haarstudio des Werbefernsehens. Nicht einmal erwähnt werden die historische, ökonomische, gesellschaftliche Legitimität, ja Notwendigkeit der öffentlichen Dienstleistungen, nicht diskutiert wird die Frage, ob öffentliches und privates Wirtschaften nach Aufgabe und Methode überhaupt vergleichbar, geschweige denn austauschbar sind, nicht untersucht wird, ob denn die höhere Effizienz privater Unternehmen überhaupt feststeht.

Die öffentlichen Unternehmen widmen sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, einer ganz spezifischen Aufgabe: der Befriedigung bestimmter gesellschaftlicher Grundbedürfnisse, die zu jeder Zeit, an jedem Ort, für jedermann und gegen relativ geringes Entgelt gewährleistet sein muß und bei der sich im Lauf der jüngeren Geschichte herausgestellt hat, daß sie in dieser Weise privatwirtschaftlich-profitabel nicht möglich und daher nicht zu gewährleisten ist. Zum Beispiel die Eisenbahn, die zunächst von Privatunternehmen betrieben wurde, in den USA sogar immer privat blieb, mit dem Ergebnis, daß es dort heute praktisch keine Eisenbahn mehr gibt (auch, aus demselben Grunde, keinen nennenswerten Massen-Nahverkehr). Alle öffentlichen Dienste, von denen zu reden sich lohnt - Kindergärten, Müllbeseitigung, Sportanlagen, Krankenhäuser und andere Gesundheitsdienste, Altersheime, Theater, Instandhaltung von Gebäuden, Parks, Straßen und Wasserstraßen, ganz abgesehen von Schule, Post, Sozialversicherung - fallen in diese Kategorie.

Wenn in der laufenden Diskussion dennoch behauptet wird, private Firmen könnten etliche oder gar alle dieser Dienste profitabel oder doch wenigstens kostendeckend anbieten, so steckt dahinter ein Etikettenschwindel. Belegt wird die Behauptung nur mit isolierten Fällen, und soviel ist ja unbestritten: An einzelnen Plätzen und unter besonders günstigen Bedingungen ist Kostendeckung oder Gewinn möglich. Zum Beispiel können ein Kindergarten für sich allein, der Abtransport von Müll in einem begrenzten, dicht besiedelten Gebiet oder der Intercity-Verkehr zwischen Bonn und Frankfurt sicher kostendeckend oder profitabel betrieben werden. Das aber würde bedeuten, die gesellschaftliche Aufgabe, nämlich die Befriedigung des Grundbedürfnisses an jedem Ort, zu jeder Zeit, für jedermann und gegen relativ geringes Entgelt nach wie vor dem Staat zu überlassen, ihm diese Aufgabe aber noch mehr zu erschweren, indem man seine Kostenrechnung durch Herausbrechen der wenigen kostendeckenden oder profitablen Teilbereiche noch höher belastet.

Der Schwindel geht aber noch weiter. Selbst in den günstig liegenden Fällen könnte ein Privatunternehmer nur darum profitabel arbeiten, weil er die meist enormen finanziellen Vorleistungen des Staates gratis geliefert bekommt. Müßte er die Investitionen und die vielfältigen flankierenden Dienste, die zum Betrieb solcher Einrichtungen nötig sind, selbst finanzieren, so rutschte er genauso ins Minus wie der Staat. Die Privatisierung einzelner öffentlicher Betriebe würde mithin einen Paradefall von gesellschaftlicher Produktion privater Aneignung darstellen.

Die schlaueren Verfechter der Privatisierung geben zu, daß der private Betrieb solcher Dienste jedenfalls nicht auf die Erzielung von Gewinn gerichtet sein sollte, ja, nicht darauf gerichtet sein *darf.* Gewinnorientierte Betriebe würden ihre Dienste sehr bald über das Zumutbare hinaus verteuern. Täten sie es nicht - was geschieht, wenn die private Müllabfuhr eines schönen Morgens pleite ist?

Also: Auch der private Betrieb soll nur kostendeckend wirtschaften, überdies soll auch ihm der Staat Subventionen garantieren für den Fall, daß die Kosten am Ende doch nicht eingespielt werden. Aber was ändert sich dann am gegenwärtigen Zustand? Die Kosten, heißt es, werden beim Privatbetrieb geringer sein, die Subventionen folglich ebenfalls. Das ist eine für Kapitalisten merkwürdige Logik, denn nach der reinen Lehre ist es doch allein der Zwang zum Profit, der Kostensenkung hervorbringt. Der Müll-Privatier, dem staatlicher Kostenausgleich garantiert ist, würde demnach wenig Eifer darauf verwenden, seine Kosten zu senken- er würde das bestenfalls nur solange tun, wie es noch eine staatliche Konkurrenz auszustechen gilt. Ein Beispiel für private Pfründenwirtschaft auf öffentliche Rechnung ist die Rüstungsindustrie, die vom Staat ebenfalls vollen Ersatz ihrer Kosten garantiert bekommt: Es gibt kaum eine aufwendigere Produktion.

Nirgends ist auch bislang erwiesen, daß Privatunternehmen prinzipiell effizienter wirtschaften als öffentliche. Sie unterliegen allerdings keiner öffentlichen, in ihren Ergebnissen noch dazu öffentlich bekannt gemachten Kontrolle, so daß die Gesellschaft von der Ineffizienz, die auch in Privatunternehmen fröhlich wuchert, nur dann erfährt, wenn einmal die Banken nicht länger mitspielen und eine Firma pleite gehen lassen -in diesem Jahr immerhin rund 10 00() Unternehmen mit weit über zehn Milliarden Mark volkswirtschaftlichem Verlust.

Natürlich ist eine ganz bestimmte Methode, Effizienz und Rentabilität zu erzielen, in den meisten öffentlichen Unternehmen nicht (noch nicht) üblich: Ausbeutung und Lohndrückerei. Ein großer Teil jener Dienste, über deren Privatisierung jetzt geredet wird, beschäftigt eine hohe Zahl von wenig qualifizierten Arbeitskräften und von Frauen. Mit Sicherheit würden die Privatunternehmer hier zuerst mit der Kostensenkung ansetzen, indem sie Gastarbeiter ohne Tarifschutz zu Niedrigstlöhnen einstellen. Auch dafür gibt es bereits Beispiele.

Überdies erfüllen gerade jene öffentlichen Betriebe, die überwiegend unqualifizierte Arbeitskräfte beschäftigen, noch eine weitere, wenig publizierte, höchst notwendige Aufgabe: Sie bringen, meist ganz bewußt, einen großen Teil der gesellschaftlich Schwachen - der Hilfsschüler und anderen Benachteiligten - in Lohn und Brot, die der privaten Wirtschaft zu „ineffizient" sind. Diese wichtige Dienstleistung würde mit Sicherheit ersatzlos wegfallen, wenn die Betriebe privatisiert werden.

Was die zu erwartende Qualität privatisierter Dienste angeht, so darf man sich an jenen Bereichen orientieren, in denen die Befriedigung gesellschaftlicher Grundbedürfnisse bis heute noch privater Initiative überlassen wird - die Beseitigung von Industrieabfällen zum Beispiel, die zu immer neuen Giftmüllskandalen führt, oder das Wohnen. Man sollte die westdeutschen Mieter fragen, ob sie die Erfahrung gemacht haben, bei privaten Hausbesitzern besonders billig davongekommen oder von ihnen bei Betrieb und Instandhaltung der Wohnhäuser besonders gut bedient worden zu sein.

Unbestreitbar gibt es unter den öffentlichen (wie unter den privaten) Betrieben auch einiges Überflüssige, Skurrile, Überlebte. Hier wie da wird es auf Kosten der Gemeinschaft am Leben erhalten und sollte verschwinden. Unbestreitbar könnten öffentliche (wie private) Betriebe in vielen Bereichen rationeller wirtschaften und rationaler planen.

Eine Diskussion auf dieser Grundlage wäre sinnvoll, die Forderung jedoch, Zustände des 19. Jahrhunderts wieder herzustellen, ist grotesk - oder Schlimmeres.

Konkret 12/75, S. 13

Jürgen Saupe

Wie harmlos ist die CDU?

„Wir vertreten die Auffassung, daß durch die Zusammenballung von Kapital in Konzernen und Syndikaten den Interessen des Volkes schlecht gedient ist, und daß die Bodenschätze nicht durch Finanz- und Wirtschaftsmächte, sondern durch den Staat zu verwalten und auszuwerten sind."

„Das kapitalistische Wirtschaftssystem ist den staatlichen und sozialen Lebensinteressen des deutschen Volkes nicht gerecht geworden . . . Monopolartigen Charakter haben die Kohlenbergwerke schlechthin wegen des von ihnen geförderten, für das gesamte Volk lebenswichtigen Urprodukts . . . sie sind somit zu vergesellschaften . . . Auch bei der eisenschaffenden Großindustrie ist der Weg der Vergesellschaftung zu beschreiten . . . Die . . . gesetzliche Kontrolle des Geld- und Bankwesens sowie des Versicherungswesens muß weiter ausgebaut werden.

Die zitierten Thesen und Forderungen sind nicht der Versuch des Juso-Bundesvorstandes, dem SPD-Bundeskanzler Helmut Schmidt schlaflose Nächte zu bereiten. Sie stammen nicht von einer 1.-Mai-Feier des DGB und nicht aus einer DKP-Diskussion zur ideologischen Ausrichtung des Düsseldorfer Rheinwiesen-Festes. Es sind Kernsätze aus Programmen und Aufrufen der CDU, wenngleich aus den Jahren 1946 und 1947.

Immerhin waren das die für die CDU-Politiker bindenden Parteibeschlüsse, als sie, angeführt von Konrad Adenauer, im Parlamentarischen Rat das Grundgesetz ausarbeiteten und verabschiedeten. Sie waren einst die Grundlage dessen, was heute als „freiheitlich-demokratische Grundordnung" (FDGO) ins Gerede gekommen ist, was angeblich in ständig wachsender Gefahr ist, von sogenannten Radikalen und Verfassungsfeinden demontiert zu werden.

Und eben diese Forderungen und Thesen müssen heute, von Jusos oder Judos, DKP oder DGB gebraucht, als Beweis dafür herhalten, in welcher Gefahr sich angeblich Staat und Gesellschaft in der Bundesrepublik befinden.

CDU-Wortführer bei dieser krausen Beweisführung ist ein Jurist, der sein Handwerkszeug als militärischer Richter auch dann noch im Sinne des Dritten Reiches nützte, als der Hitler-Staat am Ende war. Damals - wie heute - ein Rückwärts-Gewandter nicht auf der Höhe seiner Zeit: Hans Filbinger, Ministerpräsident von Baden-Württemberg. Als der Deutsche Bundestag, arm an demokratischer Tradition, den 25. Geburtstag des Grundgesetzes nützte, um ein paar Reden über Verfassungsrecht und Verfassungswirklichkeit, über Freiheit und Demokratie anzuhören, ließ die CDU diesen Filbinger ihr gewandeltes Verfassungsverständnis offenbaren. Im Protokoll des Bundestages vom 14. Februar 1974 liest sich das so:

„Dr. Filbinger, Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg: Die Frage, die sich heute stellt, geht an die von der SPD und der FDP gestellte Regierung, und sie geht auch an die SPD als Partei: Wie gedenkt sie fertig zu werden mit Initiativen von Kräften ihres linken Flügels, die nicht mehr mit den Grundwerten der Verfassung im Einklang stehen? . . . Ist Ihnen eigentlich unbekannt, daß die Verstaatlichung der Banken, der Grundindustrie verlangt worden ist...?

Moersch (FDP): Herr Ministerpräsident, ist Ihnen bekannt, daß das, was Sie soeben als Möglichkeit monieren, nämlich die Verstaatlichung der Banken, . . . von Ihren Freunden als Möglichkeit ins Grundgesetz hineingeschrieben worden war und zwar in Artikel 15?"

Das war, wozu CDU und CSU die Verfassungsdebatte machen wollten: „Die Stunde der Wahrheit": Der Sprecher der Christdemokraten, ein CDU-Ministerpräsident und damit fürwahr im öffentlichen Dienst, hatte sich vor dem Parlament als Gegner der Verfassung offen bekannt -und keiner seiner Parteifreunde war ihm ins Wort gefallen. Das Grundgesetz, einst von der CDU miterarbeitet und beschlossen, dann durch ein paar hundert Änderungen aufgeweicht, ist noch immer eine so demokratische Verfassung, daß die heutige CDU/CSU auf ihrem Boden nicht Politik machen zu können glaubt.

Als am 26. Juni 1945 in Berlin Männer wie Jakob Kaiser, Ernst Lemmer, Ferdinand Friedensburg und Heinrich Krone für die CDU in einen Aufruf an das deutsche Volk schrieben: „Das furchtbare Ausmaß von Unrecht, das die Hitlerzeit gebracht hat, verpflichtet, die Schuldigen und ihre Helfershelfer unnachsichtig, in strenger Gerechtigkeit, jedoch ohne Rachsucht, zur Rechenschaft zu ziehen", da ahnten sie nicht, daß in ihrer CDU schon wenige Jahre später ein Propagandist aus dem Ribbentropschen Außenministerium (Kurt Georg Kiesinger) Vorsitzender und Bundeskanzler werden würde, da schien es undenkbar, daß NS-Rassengesetzkommentatoren wie Hans Globke die rechte Hand des CDU-Kanzlers Adenauer sein würden. Zu dieser Zeit waren die braunen Ratten noch in ihren Löchern, sammelten durch eifrigen Kirchgang und politische Zurückhaltung langsam wieder Ansehen und bereiteten so den langen Marsch vor, zurück an die Schalthebel der Macht und zu den wirtschaftlichen Pfründen.

Nach der Bundestagswahl von 1949, als die Allianz von Kapital und Kirche Adenauer an die Macht gebracht hatte, da war bei der CDU nicht mehr die Rede davon, „die Schuldigen und Helfershelfer" der Hitlerzeit „zur Rechenschaft zu ziehen". Die saßen entweder schon wieder im Parlament oder wurden in die Ministerien geholt. Dem nach 1945 abgeschworenen Militarismus wurde schon 1952 durch das Amt Blank die Gesellschaftsfähigkeit zurückgegeben. Zu groß war die Hoffnung auf Profite aus Waffenhandel und -produktion. Der NATO-Beitritt der Bundesrepublik war folgerichtig. Die linke Opposition wurde dezimiert: Beim KPD-Verbot erkannte die Union den Wert des Bundesverfassungsgerichts als eine Institution, mit der parlamentarisch nicht durchsetzbare Vorhaben per Urteil zu vollziehen waren. Stets im Namen des Grundgesetzes, das Bekenntnis zu Recht und Ordnung unentwegt im Munde führend, begann die Union eine Demontage der grundgesetzlich geschützten Freiheiten. Und immer fester und vielschichtiger verflocht sich die Partei der Rechten mit dem Rechtsradikalismus in der Bundesrepublik.

Das taktische Unionskonzept war dabei stets gleich: Man entdecke eine Gefahr (oder einen Gegner) für die Freiheit (die demokratische Grundordnung, das christliche Abendland, die Sicherheit unserer Bürger, die wirtschaftliche Stabilität, die Arbeitsplätze usw.), entfache einen ungeheuren Propaganda-Krieg gegen das entdeckte Gespenst, beschwöre eine Allianz der besorgten Demokraten, stelle völlig übertriebene Maßnahmen zur Diskussion, um sich auf ein eigentlich erstrebtes Maß zurückhandeln zu lassen und erreiche entweder mit einem Partner im Parlament oder mit Hilfe des Bundesverfassungsgerichtes oder aber durch permanente Obstruktion im Bundesrat wieder einmal eine Änderung des Grundgesetzes oder einfacher Gesetze, die dem Bürger bisher Rechte und Schutz gaben.

Auf diese Weise sind den Bundesbürgern beschert worden: Wehrdienst, Kommunisten-Verfolgung mit wiederaufgelegter Gestapo-Angst und Denunziantentum, Einschränkung der Meinungs- und Berufsfreiheit, das Ende des Rechts auf unbelauschtes Telefonieren, die Einschränkung der Grundrechte durch die Notstandsgesetze, verschärftes Polizeirecht und Ausrüstung der Polizei mit chemischen Waffen, Berufsverbote und Einschränkung von freier Forschung und Lehre an den Universitäten und Schulen, Bespitzelung durch Verfassungsschutzagenten, Beschneidung der Verteidigerrechte im Strafprozeß, eine Änderung der Strafprozeßordnung zuungunsten der Beschuldigten und Angeklagten, aber auch eine Gesetzgebung zur Abtreibungsfrage, die gemessen an anderen europäischen Gesetzen mittelalterlich ist, eine Beschneidung der Regierungssouveränität in der Außen-, speziell der Ostpolitik. Und das ist nur ein Teil.

Immer geschah das im Namen der „Demokratie", der „Freiheit" oder, als sich die Berufung aufs Grundgesetz immer weniger plausibel machen ließ, im Namen der „freiheitlich-demokratischen Grundordnung". Nie aber erhoben sich die Stimmen der CDU/CSU, wenn Rechtsradikale Macht anstrebten oder usurpierten, wenn Faschisten, wie in Spanien, oder Rassisten, wie in Südafrika, Tausende von Menschen zu Tode brachten. Warum sollten sie auch? Lassen sich doch unter faschistischen und rassistischen Regimen, in Militärdiktaturen, wie bis vor kurzer Zeit in Griechenland, oder Polizeistaaten wie Südkorea und Brasilien beste Geschäfte machen und Produktionen „glatt durchziehen", denn dort herrscht schließlich „Ordnung".

So warnte Gerhard Schröder, Ex-Außenminister und einstiger Bundespräsidenten-Kandidat der CDU, nach der Hinrichtung spanischer Freiheitskämpfer durch das Franco-Regime vor einem „Wirtschaftsboykott" gegen Spanien: Man habe sich „lange bemüht, Spanien in den Kreis der zur Zusammenarbeit bereiten europäischen Länder hineinzuführen". Zur gleichen Zeit führten Regierungschefs in Schweden und Holland Protestdemonstrationen gegen die Garotte-Killer aus Spanien durch Hauptstädte ihrer Länder. Für die CDU aber reiste der designierte Polizeiminister Alfred Dregger zu einer Tagung nach Barcelona, und die CSU lud den Franco-Minister Solis zur Eröffnung eines Informationszentrums nach Bad Kreuth ein.

CSU-Chef Franz Josef Strauß, der sich zu Beginn dieses Jahres in Spanien aufhielt und mit Franco-Ministern konferierte, fand seit Jahren das Rassisten-Regime in Südafrika so attraktiv, daß er immer wieder seinen „Sommerurlaub" dort verbrachte. (In Wirklichkeit reist Strauß als Lobbyist.) Strauß erlangte auch nicht erst durch den Rausschmiß des Bundeswehrgenerals Rall davon Kenntnis, welche Rolle Südafrika in der Atom-Industrie spielt. Und daß die zweite Peking-Reise von Strauß kurz nach dem Südafrika-Trip stattfand, wobei die Volksrepublik China - wie auch Persien - an der südafrikanischen Atomforschung und deren technologischen Nutzung interessiert sind, wird auch kein Zufall sein. So versteht sich von selbst, daß angebliche Pläne der Bundesregierung, Südafrika mit Kernkraftwerken zu beliefern, umgehend auf lebhafte Unterstützung der CDU/CSU gestoßen sind.

Die harmlose CDU/CSU-Erklärung, „Regierung und Opposition seien gemeinsam daran interessiert, die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft zu erhalten", mußte auch herhalten, wenn es um Kontakte zu den Faschisten in Portugal ging. Seit aber nach einem Vierteljahrhundert der Militärdiktatur die Linken im Lande an der Macht sind, warnt Franz Josef Strauß vor „einer marxistischen Militär-Diktatur". Vor einer Militär-Diktatur in Südkorea etwa hat man den CSU-Chef nicht warnen hören, als sein heute angeblich im Kopf nicht mehr ganz intakter Parteifreund Leo Wagner vom koreanischen Diktator Park Chung Hee „zum Treffen unter guten Freunden" („Bayern-Kurier") empfangen wurde. Auch vor der Militärdiktatur der Athener Obristen warnte Strauß nicht. Und als sie gestürzt war, gründete der früher

in München wirkende Junta-Propagandist, das griechische CSU-Mitglied Fotofis Gouras, eine Christlich-Demokratische Partei Griechenlands.

Und wenn ein Bonner Oppositionspolitiker wie der Kiesinger-Protége Jürgen Todenhöfer dem Militärregime in Chile, das Tausende von Gefangenen foltert, Bonner Steuergelder andient, findet auch hier kein Unionspolitiker das einer Warnung wert. Doch wenn die chilenischen Militärs von SPD-Minister Hans Matthöfer als „Mörderbande" bezeichnet werden, dann regen sich die christlichen Gewissen. Sie schweigen aber, wenn chilenische Flüchtlinge in unserem Land kein Asyl bekommen. Und sie verteidigen den Mord an Allende und zahllosen Chilenen als einen „erforderlichen Akt der Notwehr", wie es CDU-MdB Heinrich Gewandt vor dem Ibero-Club in Bonn tat.

Dieser permanente Einsatz der Christunion für so gut wie jeden, der auf dieser Welt mit Waffengewalt und Polizeiterror Menschen ausbeutet und quält, dieses ständige Kontakthalten mit Unrechtsregimen in aller Welt sind Konsequenzen der personellen Affinität der Union zu amtsbekannten Rechtsradikalen, Ex-Nazis und Faschisten der verschiedensten Herkunft und Prägung. Besonders in der von Franz Josef Strauß geführten CSU sind Rechtsradikale zu Hause. Der CSU-Boß bedient sich dabei verschiedener Organisationen, darunter der am 3. August 1968 in München unter CSU-Patronat ins Leben gerufenen Deutschland-Stiftung e. V., in der ganz offen altfaschistische, konservative und großkapitalistische Kreise zusammenwirken. Ein Beispiel für viele.

An der ersten Mitgliederversammlung der Deutschland-Stiftung nahmen teil: Professor Dr. Georg Stadtmüller, unter Hitler Experte für Südosteuropa und ehemaliger Vorsitzender der „Abendländischen Aktion"; Erich Maier, einst politischer Redakteur des antisemitischen NS-Gauorgans im Sudetenland „Die Zeit", der später den Witiko-Bund mitgründete, Pressereferent der Sudetendeutschen Landsmannschaft war und ein von der CSU finanziertes Presseorgan, die „Demokratisch-Konservative Korrespondenz", herausgibt; Professor Dr. Bolko Freiherr von Richthofen, altes NSDAP-Mitglied, der heute als CSU-Gutachter funktioniert; Dr. Heinz Burneleit, Leiter der Volkswirtschaftlichen Abteilung beim Vorstand von Daimler-Benz und Kumpan des BDA-Präsidenten Schleyer, der selbst ehemaliger SS-Mann (Mitgliedsnummer 227 014), NS-Amtsleiter und Alter Kämpfer seit 1931 war.

Zum Präsidium der Stiftung gehören Bayerns Ministerpräsident Goppel ebenso wie der einstige Henlein-Anhänger und Strauß-Intimus Dr. Emil Franzl. Die Geschäfte dieser sauberen Organisation führt Kurt Ziesel, ein gerichtsbekannter Ex-Nazi. Wen eine solche Gruppe mit den Konrad-Adenauer-Preisen auszeichnet, verwundert keinen Kenner der braunschwarzen Szene: Armin Mohler, Wilham S. Schlamm, Arnold Gehlen gehören zu dem illustren Kreis.

Das Geld für die Preise kommt aus Kreisen der Bundesvereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände und anderen Quellen. Immerhin sind im Förderkreis der Stiftung neben Burneleit und Schleyer von Daimler-Benz noch die BDA-Mitglieder Curt Duisburg und H. C. Paulsen, Hoechst-Vorstand Heinz Kaufmann und Walter Wenck aus der in der Onkel-Aloys-Affäre genannten Diehl-Unternehmensgruppe.

Strauß selbst unterhält enge Bekanntschaften und politische Freundschaften zu ehemaligen Mitgliedern der faschistischen Ustascha-Bewegung wie Dr. Branimir Jeli´c, der in den Mordanschlag auf den früheren jugoslawischen König Alexander I. verwickelt gewesen sein soll, und zu dem einstigen „Bayern-Kurier"-Chef Dr. Alfons Dalma, einem Pseudonym, hinter dem sich ein früheres Ustascha-Mitglied verbirgt.

Aber nicht nur Alt-Faschisten haben es Strauß angetan. Sein Buch „Entwurf für Europa" erschien in Italien im neofaschistischen Verlag Volpe unter dem Titel „Un piano per L'Europa", und seine Partei-Postille „Bayern-Kurier" warb für eine Zusammenarbeit zwischen CSU und den italienischen Neonazis der MSI.

Auch die Distanz zu den Neo-Nazis der NPD ist so groß nicht. So schrieb Strauß-Freund Jürgen Hahn-Butry, zu Strauß-Zeiten auf der Hardt-Höhe Schreiberling der von Strauß finanzierten „Bundeswehrkorrespondenz" und „Wehrinformation", unter dem Pseudonym D. Rufer die NPD-offizielle Biographie des einstigen NPD-Bosses Bubi von Thadden. Aber auch in der Zeitschrift MUT der „Aktion Widerstand" ließ sich Hahn-Butry aus. Und als MUT und „Nation Europa" eine Tagung des internationalen Faschismus in Planegg bei München veranstalteten, da war auch prompt Strauß-Freund und Deutschland-Stiftungs-Mitglied Freiherr von Richthofen zur Stelle, um persönlich eine Grußadresse vorzutragen.

Das ist, nach 30 Jahren, aus der antifaschistischen Frühzeit dieser Partei, aus der „unnachsichtigen" Verfolgung der „Schuldigen und Helfershelfer" Hitlers geworden: die große Kollaboration. Und aus der Absage an die „Finanz- und Wirtschaftsmächte" wurde die Unterwerfung unter einen Klub von Finanz- und Wirtschaftsführern, der sich CDU-Wirtschaftsrat nennt. In ihm sitzen Unternehmer wie Otto A. Friedrich, Aufsichtsrat bei Phoenix, Siemens und Daimler, Schatzmeister des Bundesverbandes der deutschen Industrie; Egon Overbeck, Boß bei Mannesmann; Philipp von Bismarck, Vorstandsmitglied bei Kali-Chemie; Eberhard von Brauchitsch, einst Springer und heute Flick; Horst Benz, Besitzer von Melitta und Granini, die Linke ja nicht unbedingt zu kaufen brauchen; Kurt Hansen von Bayer Leverkusen; Horten und Schickedanz („Quelle"); Persil-Henkel, Essig-Hengstenberg, Weinbrand-Asbach, Pudding-Oetker und natürlich

Waffen-Mertins. Und daß die CDU-Propaganda auch in die richtigen Kanäle kommt, dafür sorgen neben Springer-Intimus v. Brauchitsch der Verleger der „Bunten Illustrierten" und anderer Heile-Welt-Postillen, Franz Burda, sowie vom Hamburg-Münchner Sex- und Seicht-Verlag Heinrich Bauer („Quick", „Neue Revue", „Sexy", „Bravo", „Wochenend") der Junior-Chef Heinz Bauer und der Generalbevollmächtigte Siegfried Moenig, alle im CDU-Wirtschaftsrat.

Sie alle werden dafür sorgen, daß der von Alfred Dregger auf dem Hamburger CDU-Kongreß Anfang November verkündete Plan, für den Wahlkampf „nicht nur Sachargumente zu gebrauchen, sondern auch Emotionen zu wecken", Wirklichkeit wird.

Es gibt in Westeuropa konservative Parteien, die - wie die CDU - das private Kapital stärken und seine Profite heben wollen, ohne die Bürger der Drohung von Polizeistaat und Willkür auszusetzen. Die nicht planen, Parteien und Meinungen, Schriften und Organisationen zu verbieten, ihre Repräsentanten zu kriminalisieren, arbeitslos zu machen oder einzusperren. Und weil es diese Parteien in Westeuropa gibt, glaubt mancher, die CDU/CSU sei ähnlich.

Doch ihre Verfilzung mit alten Nazis, ihr hemmungsloses Spiel mit Emotionen, ihre Kollaboration mit allem, was faschistisch regiert wird auf der Welt, das alles zeigt: So harmlos ist sie nicht.

Konkret 12/75, S. 16

Günter Wallraff

Der Faust im Nacken

Günter Wallraff war Gast bei Ford in Köln, zur Premiere eines arbeiterverarschenden Arbeiter-Theaters in Werkhalle L. Unerkannt sprach er mit den Machern

„Bluff Freizeit" ist ein Kultur- und Theaterereignis ersten Ranges. Ein Theaterstück für Arbeiter und vor Arbeitern, gespielt hinter den Werkstoren, in einer Fabrikhalle. Nicht etwa in einer stillgelegten, sondern in der Halle L der zur Zeit wieder auf Hochtouren laufenden Ford-Werke in Köln. Wovon fortschrittliche Autoren und Regisseure nur träumen können, hier wird es möglich.

Die Werkstore haben sich sogar für Werksfremde von Presse und Fernsehen geöffnet. Dennoch bin ich erst mal vorsichtig, ich will nicht gleich mit meinem Namen ins Haus fallen. Immerhin hatte ich hier vor nunmehr zehn Jahren meine Arbeit begonnen: Als Hilfsarbeiter am Fließband in Halle Y. Als ich nach drei Monaten meine Erfahrungen in der Gewerkschaftszeitung der IG Metall veröffentlichte, bekam der Hallenleiter einen Wutanfall und drohte, mich die Treppe hinunterzuschmeißen. Ich wurde fristlos gekündigt und hatte seitdem Betriebsverbot.

Doch in zehn Jahren fließt viel Wasser den Rhein runter, und es scheint, als hätten sich die Zeiten geändert. Keine Angst vor Öffentlichkeit, keine Abschirmung mehr. Auch keine imaginären Warnschilder: „Achtung! Sie verlassen den demokratischen Sektor der Bundesrepublik Deutschland!" Das reichliche Polizeiaufgebot vor den Werkstoren ist heute nicht zur Abwehr unerwünschter Eindringlinge hier, sondern zum Schutz der erwarteten Bundesministerin für Jugend, Familie und Gesundheit.

Um unauffällig zu bleiben und alte Aversionen gar nicht erst aufkommen zu lassen, mache ich mich zum Begleiter meines Begleiters. Herr Held, der Fotograf, könnte mein Vater sein, wirkt auch seriöser. Ich hänge mir seine Fotografentasche um, und so, doppelbepackt, ich knapp hinter ihm, erreichen wir die Pforte. Als Gepäckträger werde ich kaum beachtet. (Lastenträger erregen erst Aufmerksamkeit -dann oft Entsetzen-, wenn sie, ihre Lasten abgelegt, in großer Zahl in Erscheinung treten.)

Der Pressesprecher der Ford-Werke geleitet uns in die L-Halle. In seinem burgunderroten frackähnlichen Sportjackett wirkt er wie der Impressario einer Wanderbühne, der äußerlich übertrieben auf sich hält, um nicht durchblicken zu lassen, wie heruntergekommen er wirklich ist. Um unverkrampfte und unverstellte Auskünfte zu bekommen, stelle ich mich im folgenden den Honoratioren dieser Fabrikpremiere jeweils unter meinem Vornamen vor.

Nur Vorstandsvorsitzender Lutz hakt nach: Wie war doch Ihr Name?"

„Die Kollegen bei Ford, die mich kennen, sagen alle Günter zu mir."

Das Ford-Sinfonie-Orchester, neben dem Bühnenpodest aufgebaut, bläst Evergreens und Märsche. Statt Arbeiterlieder eine musikalische Untermalung, wie man sie von Pferderennen her kennt.

Viele Ehrengäste in den vorderen Reihen, Angestellte, mittleres bis höheres Management.

Das eigentliche „Zielpublikum" hält auf Distanz; die Arbeiter scheinen diesem Kulturbraten nicht so recht zu trauen. Wie Zaungäste haben sie sich - hinter leeren Reihen verschanzt, seitlich der Bühne - in den hinteren Rängen der Fabrikhalle postiert.

Der ehemalige NRW-Ministerpräsident Dr. Franz Meyers, CDU, Vorsitzender der „Deutschen Gesellschaft für Freizeit", hat am Zustandekommen dieser „Arbeiterfestspiele" in der Fabrik wesentlichen Anteil. Seiner Initiative ist es auch zu verdanken, daß das Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit 150 000 Mark zur Finanzierung einer geplanten Tournee durch 80 bis 150 Städte der Bundesrepublik lockermachte, übrigens der erste Zuschuß für ein Arbeiterstück aus Steuergeldern.

Meyers, in Festanzug und -Stimmung, die Fabrikhalle für ihn ungewohntes Terrain, versteht es, sich mit rheinischem Charme auch hier weltmännisch zu bewegen. „Herr Präsident", titulieren ihn die Herren seiner Umgebung.

„Herr Präsident", schiebe ich mich heran, „Ihrer Initiative ist es mit zu verdanken, daß Theater hier vor Arbeitern gespielt werden kann. Das erste Mal, daß sich Fabriktore für ein zeitgenössisches Stück geöffnet haben. Wie ist es zu diesem bahnbrechenden Kulturereignis gekommen?" Der Präsident, unterbrochen von einem Tusch der Werkskapelle, legt Rechenschaft ab: „Wir suchen neue Wege, um insbesondere die Bevölkerung, die sonst nicht ins Theater geht, mit den

Problemen der Freizeit bekanntzumachen. Und nun ist durch einen merkwürdigen Zufall ein alter Bekannter von mir, nämlich der Professor Andreae, der sonst ökonomische und politische Bücher schreibt, auf die Idee gekommen, diese Theaterszenen zu machen. Er hat sie mir zugeschickt, da habe ich meinem Generalsekretär gesagt: ‚Was machen wir damit? ` Das war zu derselben Zeit, wo der Präsident der Badischen Kammerspiele, Herr Weth, zu uns kam und sagte, er würde gerne einmal so etwas machen. Er. hatte sich da schon bewährt und aktuelle Probleme wie sexuelle Erziehung und so der Bevölkerung nahegebracht. Da haben wir ihm das Stück in die Hand gedrückt und haben gesagt: ‚Das wird gemacht.'"

Präsident Meyers Verhältnis zur Kunst ist von erfrischender Unbekümmertheit, wie sie häufig Politiker und Industrielle an den Tag legen, die mit Kunst Politik und Geschäfte machen wollen. Sein Verhältnis zur bildenden Kunst ist nicht minder ungetrübt: „Dann haben wir es arrangiert, von Kokoschka die Erlaubnis bekommen, aus einem alten Jugendbild von ihm diese Dinger herauszunehmen und als Bühnenbild zu verwenden."(Der jetzt neunzigjährige Kokoschka hat in der Nachkriegszeit häufiger Rechtes unterstützt. Sein Freund Adenauer stand ihm Modell, Springer ehrte er mit einem Ölgemälde des Verlagshochhauses an der Berliner Mauer.)

Meyers berichtet von einem weiteren Freund, der ebenfalls hier anwesend sei, Dr. Jurascheck von der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, dessen Einfluß es mit zu verdanken sei, daß dieses Stück bei Ford aufgeführt werden könne. Meyers: „ Ich kenne das Stück selbst noch nicht, ich habe es noch nicht gelesen, von daher lasse ich mich jetzt selbst überraschen." So ein offenes, jenseits politischer Zensur und Bevormundung stehendes Mäzenatentum würde man sich häufiger wünschen (zum Beispiel bei der Subventionierung von Auslandstourneen der Theatergruppe „Rote Rübe").

Nun ist der Autor des Stücks, Prof. Dr. Clemens August Andreae, allerdings mit besten Referenzen ausgestattet: bereits als Oberschüler in die CDU eingetreten, seit dreizehn Jahren Professor für politische Ökonomie der Universität Innsbruck, sein prominentester Schüler der CSU-Vorsitzende Franz Josef Strauß (der sich bei ihm zu promovieren gedenkt und ihm glühende Verehrerschreiben schickt).

Spezialgebiete des Professors: Geld-, Finanz-, Mittelstandspolitik und Wettbewerbsordnung. Literarisch hervorgetreten 1973 mit dem Werk „Sündenbock Unternehmer?" im Informedia-Verlag, einem Abkömmling des Deutschen Industrie-Instituts, dessen Direktor, Prof. Burghard Freudenfeld, der Co-Autor ist.

Präsident Meyers ebnet mir den Weg zu Andreae: „Lieber Autor, darf ich dir den Herrn Günter vorstellen, er will eine Rezension machen."

„Glückwunsch", sage ich, „da träumt mancher Autor von, in einer Fabrikhalle vor Arbeitern . . . Wie sind gerade Sie zum Stückeschreiben gekommen?" Der Professor, im dunklen Premierenanzug: „Nun, bisher hatte ich nur insofern mit dem Theater zu tun, indem ich sehr viel arbeitete über Theaterfinanzierung, über die ganze tagespolitische Problematik der Theatersubventionen. Mit Schreiben habe ich bisher nie etwas zu tun gehabt." (Da fällt mir ein, daß es Andreae war, der vor Jahren gegen das kritische Unternehmerstück Peter Rühmkorfs „Lombard gibt den letzten" polemisierte. Kurz darauf wurde das Stück abgesetzt.)

Andreae seinerzeit: „Nimmt es Wunder, wenn Unternehmer angesichts solcher, von den politisch Verantwortlichen unwidersprochener Hetze in Theatern und nahezu täglich im Fernsehen Defätismus zeigen und in die innere oder äußere Emigration gehen wollen?"

Mit realistischem Schreiben hatte sich der Professor bisher noch nicht geplagt, dafür war ihm die Realität der Machtausübung vor und hinter den Kulissen um so vertrauter.

„Ist Ihnen das Schreiben schwergefallen?" will ich wissen. „Hatten Sie Probleme?"

Prof. Andreae: „Eigentlich nicht, es ist sehr schnell gegangen, einmal hingesetzt, und an drei Nachmittagen war's fertig. Sonst hätte ich es auch nicht gemacht." Auch hier beim Unternehmerstrategen die gleiche Unbekümmertheit in Sachen Kunst wie zuvor beim Präsidenten Meyers. „War es für Sie als Wissenschaftler nicht schwierig, sich dem Volk verständlich zu machen, da in Ihren theoretischen Schriften doch sehr viel verklausuliert ist? Woher wissen Sie, wie Arbeiter fühlen, denken und reden?"

Prof. Andreae kann mit Detailkenntnissen aufwarten: „Ich gehe hin und wieder mal in Arbeiterkneipen und dann war ich auch mal Präsident einer Karnevalsgesellschaft in Köln, da hab' ich doch sehr viel Kontakt mit den Leuten gekriegt . . ." Ein konsequenter Unternehmerstandpunkt. Arbeiter und Narren, mit denen man's ja machen kann.

Womöglich hat Prof. Andreaes szenische Revue den Beginn einer neuen Ära von Unternehmerliteratur im Selbsthilfeverfahren eingeläutet. Vor kurzem hatten sich Unternehmerideologen in einem internen Trainingsseminar im Deutschen Industrie-Institut darüber Gedanken gemacht, wie sie den Klassenkampf von oben auch auf kulturellem Gebiet verstärkt führen könnten.

Referent Dr. Winfried Schlaffke von der Bundesvereinigung deutscher Arbeitgeberverbände: „ Das ist eben das Problem, und es ist tatsächlich so, auch wohlmeinende Verlage tun sich unglaublich schwer, brauchbare Stücke über die Wirtschaft zu finden . . . Es muß Arbeit, enorme Arbeit investiert werden unter dem Motto: ‚Wie hätten wir's denn gerne?"`

Mangels geeigneter käuflicher Autoren bleibt den Unternehmern offensichtlich nichts anderes übrig, als in ihrer knapp bemessenen Freizeit selber zur Feder zu greifen, um als Kulturproduzenten ihre „Freie Marktwirtschaft" auch hymnisch zu verkaufen. Von Andreae erfahre ich, daß er seinen „Freizeit-Bluff" über persönliche Beziehungen noch in weitere Betriebe einzuschleusen gedenkt. Rank Xerox und Allianz in München stehen als nächste Betriebe auf dem Spielplan.

Vorstandsvorsitzender Robert A. Lutz, neuer, drahtiger Erfolgschampion der Ford-Werke, der durch nachhaltige Imagepflege in Presse und Fernsehen der alten Familienkutsche Ford zu einem neuen rasanten Styling verhelfen soll, hat mich erkannt. Dennoch steht er Rede und Antwort, mit seinem „Kamera-läuft-Keep-smiling". Zum Rausschmeißen ist der Rahmen zu offiziell, vor Presse und Fernsehen wäre das imageschädigend.

„Wie ist es zu diesem erstaunlichen Engagement der Ford-Werke gekommen?" frage ich.

„Nun", so Lutz, „das Stück soll zu einer sinnvollen Freizeitgestaltung verhelfen. So etwas unterstützen wir natürlich voll und ganz. Wir haben die L-Halle dafür ausgeräumt und sie sehr gern dafür zur Verfügung gestellt."

„Dann könnte das der Auftakt dafür sein, daß in Zukunft häufiger zeitkritische Stücke hier gespielt werden, vielleicht demnächst einmal was von Brecht?"

Der Generaldirektor, in der Schweiz zur Schule gegangen und in der US-Armee mit dem letzten Schliff versehen, beruft sich auf politische Neutralität: So was gehört nicht hierhin. Dafür ist Brecht doch zu stark politisiert, so daß da die politische Neutralität nicht mehr gewahrt ist. Voraussetzung ist unbedingt, daß so ein Stück politisch ganz neutral ist."

„Sie meinen, das ist bei diesem Stück heute gewährleistet?"

Lutz: „Unbedingt!"

„Bluff Freizeit", ein dilettantischer Verschnitt aus moralischer Aufrüstung und Unternehmer-Agitprop, hat einen großen Vorzug: es ist so Saft- und kraftlos und oberlehrerhaft gezimmert, daß es Arbeiter kaum politisch infiltrieren, daß es keinen Schaden anrichten kann. Musikalische Einlagen, dürre Songs versetzen Management und Ehrengäste hier und da in leichte Schunkelbewegungen; die Kollegen in den hinteren Reihen, einige im Arbeitsdreß, halten unbeteiligt bis skeptisch auf Distanz: kein Applaus von ihrer Seite.

Das eigentliche Theaterereignis findet im Zuschauerraum statt. Die Kollegen haben die Kulisse abzugeben für eine zynische Arbeiterverarsche.

In der ersten Reihe ist das amerikanische Großkapital in Gestalt von Vorstandsdirektor Lutz auf Tuchfühlung an die deutsche Sozialdemokratie in Gestalt von Ministerin Focke herangerückt. Die Kameras sind auf Frau Focke gerichtet, die sich hilfesuchend in der Halle umsieht: „Wo ist denn hier der Betriebsrat?!" Ein vorbeigehender Arbeiter, zu den hinteren Rängen zeigend: „Der ist da, wo er hingehört! Bei den Kollegen."

Die Schauspieler auf der Bühne erscheinen ungehobelt und laienhaft, gleichzeitig aber sympathisch durchsichtig- im Gegensatz zu den viel geübteren und raffinierteren Schauspielern in der ersten Reihe. Bei ihnen ist jedes Wort, jede Geste auf optimale Wirkung einstudiert. Keine Versprecher, keine Unebenheiten. Die geschniegelte Glätte des Vorstandsvorsitzenden neben der erstarrten Zerknittertheit der Politikerin: gestanzte Masken großer Mimen, zumindest gewiefter Berufsschauspieler, die sich ihren vorgeschriebenen Rollen so angepaßt haben, daß sie voll und ganz darin aufgehen.

Bereits in seiner Begrüßungsansprache brachte Lutz großes Theater; der Schauspieler im Stück, der einen Unternehmer darstellt, wirkt blaß und komparsenhaft dagegen. Lutz:„ *Wir meinen, daß sinnvolle Freizeitgestaltung bei Ford obligatorisch ist. Darum sind wir bei Ford in Sachen Freizeit aktiv, und wir bei Ford bieten allen Werksangehörigen ein breites Freizeitprogramm, an dem 20 000 Mitarbeiter im Jahr teilnehmen, über Fußball, Gymnastik, Tennis, Orchester, Reiten, Kegeln und Fliegen bieten wir eine breite Palette sinnvoller Freizeitgestaltung . . .*

Bei zwei Kollegen in den hinteren Reihen zeigt sich, was ihnen die zermürbende Bandarbeit bei Ford an „sinnvoller Freizeitgestaltung" übrigläßt. Sie sind offenbar so geschafft, daß sie eingeschlafen sind. Aber sie verpassen nichts. Es sind nicht ihre Probleme, die auf der Bühne verhandelt werden.

Da ist von der „Dauerhatz" die Rede, der unsere Führungskräfte ausgesetzt sind. Auch die Freizeitprobleme eines Sozialarbeiters im Stück sind wohl eher die ureigensten Sorgen des Unternehmerprofessors und für einen Fließbandarbeiter blanker Hohn. **Sozialarbeiter:** „Wir segeln zum Beispiel gern. Aber wann? Und wir reiten gern. Aber wir kommen einfach nicht mehr dazu. Und zum Skifahren auch nicht mehr." **Textprobe aus einem der einfältigen Schunkellieder:** „Und denk nicht immer nur ans eigene Allotria! Im Urlaub könnt ihr euch dann erholen, denn dafür schafft ihr ja das ganze Jahr. Reim Roten Kreuz zu helfen, hätt' ich euch empfohlen, so wie's die Schulze macht, seit letztem Februar."

So denkt sich der Autor Andreae das: Statt durch Gewerkschaftsarbeit im Betrieb Arbeitsverhältnisse an Ort und Stelle zu verbessern, empfiehlt der Professor

Das Rote Kreuz", und an anderer Stelle den Beitritt zur „Freiwilligen Feuerwehr". Im Schlußakt läßt der streßgeplagte Unternehmerideologe besonders infam Dampf ab. Minderheitenhetze gegen Gammler, die sich auf ihre Art der Leistungsgesellschaft zu entziehen versuchen. **Gammler:** Drum stehe ich hier am Eingang zum Heroinparadies, damit ihr höret, bis in welche Abgründe der Menschengeist sich stoßen läßt. **Conny:** Der muß von der Heilsarmee sein. **Rita:** Oder so 'ne Wachtturmtype. Aber sicher was Frommes in Karnevalsmontur. **Sonja:** Also, ich setz mich erst mal. Auch wenn's stinkt. (Sonja setzt sich neben den Gammler). **Rita:** Ekelhaft.

Zum Schluß ist der Gammler dem Professor aber immer noch gut genug, seine eigene Auffassung über die „politische Kriminalität" der Studenten auf Umwegen an den Mann zu bringen. **Gammler:** Kriminell? Ein geschmackloser Begriff! Glaubst du etwa, meine ehrenwerten Kommilitonen würden Bombenschmeißen und Cocktailbauen kriminell nennen?

Nach der Aufführung - die Ehrengäste sind zu einem kalten Bufett in die Werkscafeteria geladen (ohne Arbeiter) - sitze ich noch mit einigen Kollegen in der betriebsnahen Kneipe „Zur Müllerin". Zwei Führungskräfte von Ford, die uns offensichtlich gefolgt sind und bisher noch nie in der Arbeiterkneipe gesehen wurden, nehmen vom Nebentisch aus regen Anteil an unserer Unterhaltung.

Da kommt einiges über die „Freizeitprobleme" der Fordarbeiter zur Sprache, die unmittelbar mit den mörderischen Arbeitsbedingungen zusammenhängen.

Ein Betriebsratsmitglied: „Die hätten mal die Probleme darstellen sollen, die am Band entstehen. Das Arbeitstempo, das da vorgelegt wird, ist so unheimlich, da gehen viele schon in den ersten Jahren dran kaputt, kaum einer hält's länger als zehn Jahre aus, dann spätestens ist er ein Wrack. Ein Sprecher der Ärztekammer von Nordrhein-Westfalen hat vor kurzem mal dazu Stellung genommen: Eine Arbeiterin, die fünf Jahre am Band gestanden habe, sei nicht mehr wert, geheiratet zu werden, so hat er es ausgedrückt.

Ein Kollege, 38 Jahre erst, seit drei Jahren am Band, zuckt ständig nervös mit den Augen: „Wir haben am Band ja oft nicht mal Zeit, um noch pissen zu gehen. Offiziell gibt es Springer, die einen dann ablösen sollen. Für je 24 Mann soll einer zuständig sein. Wenn aber von den 24 Mann welche fehlen, und das ist meist der Fall, fällt der Springer für uns aus, muß er deren Arbeit mit übernehmen."

Ein türkischer Kollege aus der Y-Halle, in der 90 Prozent Ausländer konzentriert sind, berichtet: „Einige Kollegen beschweren sich, daß die Fließbänder zwischendurch noch schneller gestellt werden, wie zum Beispiel kurz vor den Pausen. Viele schreiben ihr Abtreiben dann der eigenen Ermüdung zu und legen sich noch mal mächtig ins Zeug, um das Letzte aus sich herauszuholen."

Ein anderer türkischer Kollege: „Wir sind über 10 000 Türken bei Ford und haben die beschissensten Arbeitsplätze. Mehr als 7000 von uns sind in Ford-eigenen Ledigenwohnheimen, den Hochhäusern, zusammengeschmissen. Das hat auch mit Freizeit zu tun. Frauenbesuch ist bei Kündigungsandrohung verboten. Gleichgeschlechtlicher Besuch bis 22 Uhr. Ich habe mit der Gewerkschaftsarbeit der türkischen Kollegen zu tun und kenne mich etwas aus. Ich kann sagen, daß, wenn's hoch kommt, es einem halben Prozent Türken gelungen ist, deutsche Freunde oder Freundinnen zu haben."

Er berichtet von einem „Witz", der bei Ford über die Freizeitprobleme der Fließbandarbeiter kursiert:

„In einen Stall, wo die Kühe sind, kommt ein neuer Ochse. Sie wollen einmal mit dem Ochsen sexuelle Beziehungen aufnehmen, was man versteht, nicht? Der Ochse konnte nicht. Dann haben sie ihn noch mal aufgefordert. Da konnte er wieder nicht, hatte überhaupt keine Lust. Da hat eine Kuh den Ochsen gefragt: ‚Arbeitest du etwa in der Y-Halle bei Ford?"`

Betriebsratsmitglied: „Das großartige Ford-Freizeitprogramm, mit dem Lutz, der Blender, heute die Presse zu beeindrucken versuchte, kommt doch an erster Stelle den höheren Angestellten und dem Management zugute. Oder kennt ihr einen Kollegen, der mit denen Tennis spielt, reitet oder segelt? Und im 1. FC Ford, unserem Fußballklub, ist doch kein Ausgleichssport für die Kollegen drin. Kennt ihr einen Fließbandarbeiter, der sich da halten würde? Das ist Leistungssport, wird unter Werbung verbucht und dient dem Werk als Aushängeschild. Unter dem Motto: Seht her, was wir für fixe Jungs haben, wieder mal an der Tabellenspitze. Ich kenne umgekehrt Kollegen, die in ihren Ortsvereinen zwar keine Kanonen,

aber auch keine schlechten Spieler waren, die müssen alle ihre Schuhe an den Nagel hängen, wenn sie hier auf Wechselschicht ans Fließband kommen, die sind ausgebrannt."

Er berichtet, wie die „Förderung sinnvoller Freizeitgestaltung" bei Ford gehandhabt wird: „Da gibt's einen Manager vom Werkzeugbau, Reichert, der ist dazu da, die im Werk herauszufinden oder woanders anzuwerben, die besonders gut Fußball spielen können. Denen besorgt er dann einen besonders guten Job, wo sie sich nicht so anstrengen müssen, damit sie im 1. FC Ford ihr Bestes geben. Da gab es einen Fall, wo Vater und Sohn im Werk beschäftigt waren. Bei Ford ist man nämlich familienbewußt. Da wird den Stammarbeitern nahegelegt, die Söhne auch ins Werk zu holen. Hier beschaffte man dem Vater - er war 55 - auch einen besseren Job als Pressenwart, seitdem der Sohn aktiv beim 1. FC Ford spielte, sehr gut, wirklich eine echte Kanone. Zu gut, denn er wurde abgeworben von einem anderen Werksklub. Da hat sich schlagartig alles geändert für den Vater. Er durfte keine Überstunden mehr machen, und von der regelmäßigen Frühschicht mußte er plötzlich auf die zermürbende Wechselschicht gehen. Der mußte dran glauben, weil der Sohn nicht mehr für Ford kicken wollte."

Dieser Aspekt hat in dem Stück von Professor Andreae irgendwie gefehlt.

Konkret 12/75, S. 20

Karl Günter

„Die ballern auch drauflos"

Karl Günter ist Leiter des Referats Techniker, Ingenieure und Technik beim DGB-Bundesvorstand. Außerdem ist er zuständig für die im DGB organisierten Werkschützer. KONKRET fragte ihn nach seinen Schützlingen und anderen:

KONKRET: Seit 1970 gibt es den DGB-Arbeitskreis „Werkschutz". Warum?

GÜNTHER: Im Bundesgebiet gibt es ungefähr 75 000 Werkschutzangehörige, von denen 80 Prozent in den Gewerkschaften des DGB organisiert sind. Die gewerkschaftliche Betreuung dieser Kolleginnen und Kollegen war lange Zeit ein „heißes Eisen", weil es mit Ressentiments aus der Vergangenheit und mit der Assoziation „Werkspolizei" belastet war. Oftmals übrigens durchaus zu Recht. Der Anstoß für den DGB-Bundesvorstand, sich intensiv mit dem Problemausgleich des Werkschutzes zu beschäftigen, kam von Arbeitsgemeinschaften für Werkschutzleiter, deren Initiatoren in der Mehrheit gewerkschaftlich organisiert waren.

KONKRET: Das Bild vom Werkschutzmann ist geprägt von Leuten, die für die Unternehmensleitung Spitzeldienste ausführen und sich im Betrieb als alleinige Ordnungsmacht fühlen.

GÜNTHER: Natürlich gibt es diese schwarzen Schafe. Das ist ja auch ein Grund dafür, daß sich der DGB um den Werkschutz kümmert. Wir gehen davon aus, daß es legal ist, in Industrie und Verwaltung Werkschutzeinrichtungen zu schaffen, die der Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit innerhalb der Unternehmensbereiche dienen. Die zwischen der Unternehmensleitung und der Arbeitervertretung vereinbarten Ordnungsregeln und ihre Überwachung müssen dem Schutz des Betriebes und dem Schutz des Arbeitnehmers dienen, damit ein reibungsloser Produktions- und Verwaltungsablauf gesichert ist. Der Werkschutz umfaßt dabei alle Maßnahmen, die der Betriebsinhaber treffen kann, um unerlaubte Eingriffe in seine Rechtssphäre abzuwehren.

Und jetzt kommt ein ganz wichtiger Punkt: Die Tätigkeiten des Werkschutzes unterliegen dem Betriebsverfassungsgesetz und dem Personalvertretungsgesetz, das heißt: Bei allen Maßnahmen des Arbeitgebers auf dem Gebiet des Werkschutzes hat der Betriebsrat ein volles Mitbestimmungsrecht. Ohne enge Zusammenarbeit des Werkschutzes mit dem Betriebsrat ist daher ein reihungsloser Betriebsablauf nicht zu erreichen. Leider wird das in einigen Unternehmensbereichen zuwenig oder überhaupt nicht beachtet.

KONKRET : Die Werkschutzangehörigen sind also Arbeitnehmer mit allen Rechten und Pflichten im Sinne des Betriebsverfassungsgesetzes. Sie dürfen keinen Sonderstatus haben?

GÜNTHER: Auf keinen Fall. Allerdings brauchen sie für ihre Tätigkeit eine hervorragende Ausbildung. Wir haben uns der Aufgabe gewidmet, Fortbildungskriterien zu erstellen, die es ermöglichen, diesen Arbeitnehmern entsprechende Grundkenntnisse zu vermitteln. Wir haben erreicht, daß es seit einiger Zeit paritätisch besetzte Prüfungsausschüsse in Ludwigshafen und Münster gibt, die fortgebildete Werkschutzangehörige auf ihre Qualifikation prüfen. Es gibt Grund- und Aufbaulehrgänge, die in regelmäßigen Abständen in einigen Bundesländern durchgeführt werden, und mit denen wir eine einheitliche Ausbildung und Qualifikation der Werkschutzkräfte erzielen wollen.

KONKRET: Worauf legen Sie besonderen Wert bei der Ausbildung?

GÜNTHER: Die Industrie braucht nach Ansicht des DGB keine militanten Typen, sondern Werkschutzfachkräfte, die soziales und psychologisches Verständnis haben, entsprechende Rechtskenntnisse besitzen, die sie nach richtig anwenden, und die sich nicht zu Spitzeldiensten mißbrauchen lassen. Besonders nicht in Streiksituationen, etwa als Ersatzkräfte zur Fortführung der Produktion.

KONKRET: Es gibt genügend Beispielsfälle, wo der Werkschutz in Zusammenarbeit mit der Unternehmensleitung gegen politisch unliebsame Belegschaftsmitglieder ermittelt und die nötige Begründung für den Rausschmiß geliefert hat. Werkschutz also als zweiter, betriebseigener Verfassungsschutz?

GÜNTHER: Ihre Frage verallgemeinert wenige Fälle. Der Werkschutz hat sich aller Spitzeldienste zu enthalten. Das ist für den DGB eine ganz klare Sache. Wenn die Betriebsräte allerdings eine solche Entwicklung, die Sie eben geschildert haben, zulassen, dann kann die Gefahr durchaus bestehen, daß der Werkschutz zum Instrument der Unternehmensleitung wird, um gegen politisch unbequeme Arbeitnehmer vorzugehen. Deshalb legen wir so großen Wert darauf, daß sich die Betriebsräte ihres Mitbestimmungsrechtes im Bereich Werkschutz bewußt sind und danach handeln.

KONKRET: Der Betriebsrat kann natürlich nicht einschreiten, wenn er gar nicht darüber Bescheid weiß, daß zum Beispiel ein Unternehmer dem Werkschutz den Auftrag erteilt, Akten über die Privatsphäre und über die Gesinnung seiner Belegschaftsmitglieder anzufertigen. Solche Fälle von Gesinnungsschnüffelei sind bekannt. Und sie sind sogar in die Arbeiterliteratur, Wallraff, Max von der Grün, eingegangen...

GÜNTHER: Der Arbeitgeber ist laut Betriebsverfassungsgesetz zu einer vertrauensvollen Zusammenarbeit mit dem Betriebsrat verpflichtet. Wenn das nicht gewährleistet ist, kann der Betriebsrat ja klagen, denn das wäre ein eindeutiges Fehlverhalten der Betriebsleitung.

Aber es gibt sicher Unternehmer, die Anweisungen an den Werkschutz gaben, politisch aktiv zu werden. Das ist sicher nicht aus der Luft gegriffen.

Eindeutig ist für den DGB: Der Werkschutz darf keine politischen Kontrollfunktionen übernehmen, die innerhalb und außerhalb des Werksgeländes liegen - so das Fotografieren für die Polizei und für den Verfassungsschutz.

KONKRET: Was halten Sie von privaten Werkschutzfirmen? KONKRET hat zum Beispiel über die „Mihm OHG" in Kassel berichtet.

GÜNTHER: Erfreulich ist das, was man darüber gehört hat, auf keinen Fall. Wir legen keinen Wert auf Institutionalisierung. Der DGB will nicht, daß damit Geschäfte gemacht werden. Es muß natürlich Unternehmungen wie etwa die „Wach- und Schließgesellschaft" geben, die für Objekt-Schutz eingesetzt werden. Aber die Grenze ist für mich dort, wo die Tätigkeit dieser Firmen unmittelbar die Betriebssphäre beeinflußt, wo also das Betriebsverfassungsgesetz zuständig ist. Persönlich lehne ich alle privaten Firmen ab, die militante Truppen im Schießen, Karate, Boxen, etc. ausbilden - um die Legalisierung eines „Leibwächterunwesens" als Polizeiersatz zu verhindern. Wenn solche Firmen von der Industrie - wahrscheinlich oft aus finanziellen Erwägungen - in Anspruch genommen werden, dann kann ich mir gut vorstellen, daß sie auch im ihnen als gegeben erscheinenden Fall drauflosballern. Dafür werden sie ja ausgebildet. Mir ist noch die erschreckende Aussage eines Mihm-Angestellten in einer Veröffentlichung in Erinnerung: „Der erste Schuß muß tödlich sein."

Konkret 12/75, S. 21

Till-Matthias Jürgens

„Da geb' ich die scharfen aus"

Was ist Werkschutz? Unternehmerpolizei, Betriebsjustiz, fünfte Verfassungsschutz-Kolonne? Wer sind die Opfer?

„Am Montagvormittag wurde ich in die Direktion bestellt . . . Im Vorzimmer wies mir die Sekretärin einen Sessel an, sie wurde zum Direktor gerufen, ich mußte warten. Als sie die Tür hinter sich zugezogen hatte und ich allein war, setzte ich mich auf einen Stuhl, der neben dem Schreibtisch stand ... Auf ihrem Schreibtisch stand ein halbrunder Gegenstand, so groß wie ein halbierter Fußball, die Rundung weiß, die flache Seite schwarz, ich dachte, es wäre ein Radio. Das Ding interessierte mich, ich spielte daran herum und drückte zufällig auf einen weißen Knopf.

Es war ein Lautsprecher oder so etwas Ähnliches, denn ich hörte plötzlich, wie zwei Männer sich unterhielten. Ich erkannte die Stimmen, sie gehörten zwei Fahrern, die gerade von einer Nachttour zurückgekommen waren. Den Geräuschen nach mußten sie sich im Fahrerlager unterhalten."

Ein Auszug aus dem Roman „Stellenweise Glatteis". Der Arbeiterschriftsteller Max von der Grün beschrieb darin 1973 die systematische Bespitzelung von Arbeitnehmern durch die Betriebsleitung - um gegen Streik und Aufruhr vorzubeugen, um Entlassungsgründe für unliebsame Mitarbeiter zu sammeln.

Nur eine spannende Romanhandlung?

Im Kabelwerk „Felten & Guilleaume Carlswerk AG" passierte 1970 ähnliches. Der Werkschutzleiter Friedrich Boljahn hatte im Auftrag der Firmenleitung eine Kartei mit den Namen bestimmter Werksangehöriger geführt und - so die offizielle Stellungnahme der Betriebsleitung -„diese Personen kontrolliert, um eventuell kriminelle Personen herauszufinden und diese dann besser unter Aufsicht zu halten".

Nebenbei hatte Boljahn, Herr über 60 Werkschützer, noch eine Geheimkartei angelegt, in der Straftaten von Belegschaftsmitgliedern archiviert wurden, die außerhalb des Betriebes begangen worden waren.

Der Betriebsratsvorsitzende Benno Feckler konnte diese „unerträgliche Bespitzelung" aufdecken. Tausend Arbeiter der Kölner Kabelwerke streikten zum erstenmal seit 38 Jahren. Mit Plakaten wie „Boljahn raus" und „Schluß mit dem Polizeiterror" erreichten sie die Beurlaubung des Polit-Werkschutzleiters.

Happy-End im Betrieb also. Und deshalb untypisch. Genau wie die Romanhandlung aus „Stellenweise Glatteis", in der die Geheim-Dossiers über Belegschaftsmitglieder schließlich von einem couragierten Arbeiter vernichtet werden können. Denn die meisten Fälle von Bespitzelung und Beschnüffelung unbequemer Arbeitnehmer durch Firmenleitung und Werkschutz werden nicht bekannt oder mit „Betriebssicherheitsgründen" gut kaschiert.

So schrieb das konservative „Manager Magazin" im August dieses Jahres in einem Pro-Artikel für Werkschutz total: „Kidnapper, Bombenleger, Extremisten und Spione fordern von den Werkschützern in deutschen Unternehmen permanent Hochleistungen. Doch die meisten Organisationen sind allenfalls für den Routinedienst an Pförtnerloge und Werkzaun gerüstet. Experten fordern deshalb: An die Spitze der Werkschutzeinheiten gehören Strategen, die auch integrierte Sicherheitssysteme planen können."

Hans Kraaz, Geschäftsführer der Koordinierungsstelle für Sicherheitsfragen in der gewerblichen Wirtschaft in Bonn, kritisiert: „In vielen Firmen ist der Werkschutz nach wie vor nichts als ein besserer Nachtwächterverein - gerade gut genug, um Sozialfälle, Alte und Invaliden zu beschäftigen."

Was der ehemalige Major Kraaz fordert, ist in den meisten Industrie-Unternehmen allerdings schon längst fester Betriebsbestandteil: Werkschützer bilden Betriebsarmeen und militaristische Truppen.

Beispiel „Rheinstahl Transporttechnik" in Kassel. Der Leiter der Abteilung „Werkschutz und Werksverkehr", Heinz Franz, kommandiert 85 Werkschützer, die sich fast ausschließlich aus Polizei, Bundesgrenzschutz und Bundeswehr rekrutieren. Das ideale Durchschnittsalter: 40 Jahre.

Heinz Franz: „Unsere Leute sind alles saubere, schnittige, gerade Burschen, die man an jedem Platz, an jedem Ort und zu jeder Stunde einsetzen kann."

Das „Manager Magazin" beschreibt lobend, wann der Werkschutz tätig werden sollte: „Bei den Vorbereitungen zu den Betriebsratswahlen der Bayer AG gibt es Rabatz. ‚Klassenbewußte Arbeiter in den Betriebsrat`, fordert KPD-Mitglied Bernd Schönau, unterstützt von zwei Mitkandidaten. Die Personalabteilung aktiviert im Zusammenspiel mit dem Betriebsrat den Werkschutz. Der ermittelt sofort gegen die mißliebigen Kandidaten und liefert die Begründung für einen fristlosen Rausschmiß: Hausfriedensbruch, Beleidigung, üble Nachrede, Störung des Betriebsfriedens sowie tätlicher Angriff und Sachbeschädigung."

An der Entlassung konnten auch über 100 Arbeiter nichts ändern, die gegen den Werkschutz demonstrierten. In Flugblättern bezeichneten sie die Werkschützer als „Schlägertruppe" und „bewaffnete Privatarmee der Bayer-Kapitalisten, ausgebildet an Maschinenpistolen".

Der Schriftsteller Günter Wallraff hörte sich bei Werkschutzleuten an Rhein und Ruhr um und fragte: „Wie ist es in Spannungszeiten, wenn Streiks drohen und so, geben Sie dann Waffen aus?" Antworten: „Jawohl, hammse . . ." oder „Da geb' ich die scharfen aus . . ."

KONKRET befragte Arbeiter in Düsseldorf und Hamburg und bekam entsprechende Antworten: „Die bringen's doch fertig und schießen drauflos. Wenn wir mal was wollen, dann sind die doch sofort bis an die Zähne bewaffnet." - „Man weiß nie, ob sie uns nur einschüchtern wollen . .. - „Die haben ihre Listen, die wissen über uns Bescheid. Wozu brauchen sie da noch die Ballermänner?"

Ob nun mit oder ohne Waffe am Koppel - Werkschützer sichern nicht nur an Pförtnerhäuschen oder auf Patrouillengängen vor unerwünschten Besuchern, sie stöbern auch in den Taschen verdächtiger Arbeitnehmer und werden immer mehr eine Art Privatpolizei, die für den Personalchef ermittelt.

Nach einer Untersuchung von Gerhard Metzger-Pregizer, einem wissenschaftlichen Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht in Freiburg, werden in baden-württembergischen Industrie-Unternehmen pro Jahr auf 1000 Belegschaftsmitglieder etwa 20 Delikte registriert. Das Dunkelfeld dürfte jedoch mindestens zehnmal so groß sein. Etwa 52 Prozent der Verstöße, die außerhalb des Unternehmens nicht bestraft würden, führen zur Entlassung.

Eine Hochrechnung des Untersuchungsergebnisses ergibt weiter: Jedes Jahr werden rund 250 000 Arbeitnehmer wegen strafrechtlicher Vergehen innerbetrieblich abgeurteilt, ohne daß Polizei, Staatsanwälte und Richter etwas davon erfahren. Dazu kommen mehr als zwei Millionen Bestrafungen wegen unentschuldigten Fehlens, Verstößen gegen Rauch- und Alkoholverbote, Sicherheitsvorschriften oder die Schweigepflicht.

Bei dieser „Betriebsjustiz frei nach Schnauze" (Metzger-Pregizer) wird die Sanktionspolitik vieler Firmen natürlich leicht zum politischen Korrektiv.

Ein in der IG Chemie organisierter Arbeiter zu KONKRET: „Da die Regeln und Normen der Betriebsjustiz meist nicht zu durchschauen sind, können Belegschaftsmitglieder, die der Unternehmensleitung politisch nicht gefallen, leicht ausgeschaltet werden. Da gibt's immer irgendwelche Gründe. Oft spielt sogar der Betriebsrat mit. Es ist zum Kotzen . . ."

Und das, obwohl der DGB immer wieder auf die Mitbestimmungsrechte der Betriebsräte im Bereich Werkschutz hinweist und fordert: „Der Werkschutz muß in entscheidenden Situationen auf sehen der Belegschaft stehen."

Denkste. Das „Manager Magazin" berichtete: „Zaungäste einer Demonstration am 30. April 75 vor den Toren von Blohm + Voss in Hamburg konnten junge, athletisch gebaute Werkschützer beobachten, die die Demonstranten fotografierten und versuchten, sie zu vertreiben. Solches Verhalten gegenüber Linksextremisten wird indes in einschlägigen Kreisen für unklug gehalten. So glaubt Hammacher (Norbert Hammacher: Leiter der Stabsabteilung „Sicherheit" der Mannesmann AG), daß er durch die ständige Analyse aller roten Betriebszeitungen und Flugblätter auf spontane Arbeitsniederlegungen und Demonstrationen immer gut vorbereitet ist und bereits im Vorfeld aktiv werden kann. Sein Werkschutzpersonal hat Anweisungen, auf die Aktivitäten derartiger Betriebsgruppen ein besonderes Augenmerk zu werfen."

Ein Betriebsrat aus Hamburg zu KONKRET: „Der Werkschutz wird von vielen Arbeitnehmern aus schlechter Erfahrung mit Begriffen wie ‚Denunziation`, ‚Unkollegialität` und ‚Vertrauensbruch` verbunden. Das wird wohl vorläufig noch so bleiben. Mit Recht."

Konkret 12/75, S. 23

Wolfgang Abendroth

Der Fall Biermann: Wer isoliert wen?

Nach 10 Jahren Auftrittsverbot sollte der DDR-Poet Wolf Biermann zum erstenmal wieder öffentlich singen dürfen: auf einer Kundgebung gegen den spanischen Faschismus in Offenbach. Aber als er seine Reisepapiere abholen wollte, war die Genehmigung bereits wieder zurückgezogen worden. Warum?

Der Tatbestand scheint einfach zu sein. Eine Gruppe in Frankfurt am Main beschließt, eine Kundgebung der jungen Generation mit linken Liedermachern gegen den spanischen Faschismus durchzuführen, der kurz vorher fünf spanische Antifaschisten durch seine Justiz ermorden ließ. Was lag näher, als auch Wolf Biermann hinzubitten? Jakob Moneta- Redakteur der Publikationen der 1G Metall, mit dem Linke vielleicht in manchen Fragen politische Differenzen haben mögen, aber an dessen Standhaftigkeit gegen den Faschismus und für die Sache der Arbeiterklasse niemand zweifeln kann - schrieb die Einladung. Darauf gaben die DDR-Behörden Biermann zu erkennen, er dürfe fahren und natürlich auch zurückkehren.

Unmittelbar vor der Ausreise wurde ihm am 17. Oktober 1975 doch das Ausreisevisum verweigert. War es ein Wunder, daß Biermann böse wurde und eine entsprechende Presseerklärung abgab? War es erstaunlich, daß die bürgerliche Presse, die ansonsten für antifaschistische Aktionen wenig übrig hat und z. B. über den Aufmarsch der vielen Zehntausend, der zum 30. Jahrestag der Kapitulation des Dritten Reiches in Frankfurt stattfand, kaum berichtet hat, selbstverständlich Biermanns Presseerklärung brachte und entsprechend kommentierte?

Aber vor allem: Nun geht der Streit der Linken untereinander wieder los und irrationalisiert sich. Die einen sagen: Da seht ihr wieder, die stalinistischen Schranken in der DDR sind noch so fest wie vor zwanzig Jahren. So sagen es viele Sozialdemokraten und Gewerkschafter, aber auch die spontanistischen Gruppen, die Maoisten jeder Art, nicht zuletzt die Lambertisten.

Biermann und Havemann, das sind die deutschen Solschenizyns und Sacharows, die Instrumente des Imperialismus und der Konterrevolution - so heißt es auf der anderen Seite, z. B. in der DKP-Zeitung „UZ".

Das Fortbestehen demokratischer Rechte in der Bundesrepublik hängt vom einheitlichen Kampf der gesamten Linken, von ihrem gemeinsamen Druck auf die sozialdemokratische Führung und die Regierungen des Bundes und der Länder ab. Die Krise hat große Teile der Arbeiterklasse ängstlich und mutlos gemacht. Solange das so ist (eine ähnliche Situation haben wir Älteren in der Weimarer Republik schon einmal durchstehen müssen), solange die SPD-Führung nicht durch ein Bündnis aller Linken und Demokraten zu anderem Verhalten gezwungen werden kann, wird sie weiter eine demokratische Position nach der anderen preisgeben. Sie wird am Ende selbst von den eigentlichen Profiteuren dieser Politik, von Spitzenbürokratie und Monopolkapital, verkauft werden; aber das merkt sie immer erst, wenn es zu spät ist.

In einer solchen Periode nun haben wir zum Ergötzen der bürgerlichen Presse dank des Konflikts um Biermann wieder einmal den sinnlosen Streit aller Linken gegen alle. Wie ist es abermals dazu gekommen?

Bleiben wir am konkreten Fall: Es war ein erstaunlicher Fortschritt in der DDR, daß Wolf Biermann die Ausreisemöglichkeit in Aussicht gestellt wurde. Dann kam der Umschlag. Warum? Zwar kennen wir die genauen Gründe nicht, sondern müssen uns mit Vermutungen begnügen. Bereits dies läßt erkennen, daß Demokratisierung und rechtsstaatliche Sicherung individueller Freiheit in der DDR noch viele Schranken haben. Aber das weiß jeder; jeder sollte auch wissen, wie es dazu kam: Die DDR ist im Zeichen größter ökonomischer Bedrängnis, bei langsamer, zunächst wegen ihrer Isolierung sehr langsamen Verbesserung des Lebensstandards ihrer Bevölkerung entstanden. Daher hat ihr zeitweise nicht nur die Massenzustimmung gefehlt, sondern haben erhebliche Teile dieser Massen sehnsüchtig nach dem gleichzeitigen kapitalistischen Aufschwung in der BRD Ausschau gehalten. Damals haben sie häufig, weil sie um die Einschränkung der Nachrichtenübermittlung im eigenen sozialistischen System wußten, das noch erheblich stalinistisch belastet war, die Orientierungsdaten der Propagandaapparate der BRD kritiklos geglaubt. Sie hatten nicht erkannt, daß diese Propaganda im Zeichen der Roll-back-Politik des amerikanischen Imperialismus stand. Dies wiederum mußte in der DDR die neostalinistischen Varianten des Staatsapparats und in der Führung der SED verhärten, obwohl die volle Brutalität des stalinistischen Terrors, wie sie in vielen anderen sozialistischen Ländern damals praktiziert wurde auch in den fünfziger Jahren in der DDR keine Anwendung fand. Aber die Spuren blieben; wie sollten sie auch - trotz der Erleichterung der Lage seit der Mauer 1961 und des wirtschaftlichen Aufschwungs der letzten Jahre - bereits vollständig liquidiert sein? So schnell laufen solche Prozesse nicht ab.

Daraus folgt dann, daß immer wieder in der DDR in den Reihen der marxistischsozialistischen Kämpfer selbst Tendenzen auftreten, die diese Spuren rascher beseitigen möchten, als es die Parteiführung der SED für opportun und möglich hält. Neben derartig sozialistischen Tendenzen steht aber immer noch der „prowestliche" Antikommunismus, der in Teilen der Bevölkerung noch nicht beseitigt ist und stets erneut von der BRD aus aktiviert wird. Hier soll gar nicht untersucht werden, ob und inwieweit diese sozialistische Opposition die objektiven Chancen des sozialistischen Aufbaus in Bezug auf die Möglichkeit weiterer Demokratisierung richtig oder falsch einschätzt. Derartige Widersprüche im Lager der Sozialisten werden immer wieder entstehen und daher in immer neuen Formen ausgeglichen oder aufgehoben werden. Dabei werden auf beiden Seiten Fehler gemacht werden. Überspitzungen und Fehler gibt es in jeder Diskussion.

Es ist sicher richtig, daß häufig die Gefahr entsteht, daß so mancher (meist unbewußt und ungewollt) im Laufe solcher Auseinandersetzungen objektiv zum Instrument der Feinde des Sozialismus wird, weil seine Kritik am falschen Ort und zur falschen Zeit geäußert wurde. Wer aber den Sozialismus gefährdet, gefährdet damit auch die Demokratisierung. So kann unter Umständen aus einer Kritik im Interesse des Sozialismus eine Hilfeleistung für dessen Gegner werden. Auf diese Weise kann auch ein Prozeß eingeleitet werden, in dessen Verlauf ein Kritiker im Lager des Sozialismus zu dessen Feind wird. Seit es sozialistische Staaten gibt, haben wir viele Fälle dieser Art kennengelernt. Oft waren sie eine Folge davon, daß einer offenen politischen Diskussion bürokratische Reglementierung vorgezogen wurde.

Wie steht es nun mit Wolf Biermann und Robert Havemann? Beide haben in schweren Perioden der Arbeiterbewegung ihren Mann gestanden und große Verdienste erworben; der eine im Widerstand gegen das Dritte Reich, dann in der wissenschaftlichen Arbeit in der DDR; der andere- aus einer im Dritten Reich verfolgten Familie stammend - durch seine Lieder. Beide wurden wegen ihrer Kritik in schwere Auseinandersetzungen verwickelt und in der DDR isoliert. Beiden wurde die Publikationsmöglichkeit in der DDR erst beschränkt und dann genommen. Aber beide konnten in der BRD publizieren, ohne daß die DDR eingegriffen hätte. Darin zeigt sich, wie sehr sich auch in der DDR seit ihrem ökonomischen Aufschwung und ihrer internationalen Anerkennung der extreme Belagerungszustand ihrer stalinistischen Periode abgebaut hat. Die sozialistische Rechtsstaatlichkeit hat trotz allem auch dort an Boden gewonnen. Man stelle sich nur vor, was vor zwei Jahrzehnten geschehen wäre, wenn ein Bürger der DDR „systemkritische" Auffassungen in der BRD publiziert hätte.

Die angekündigte Ausreisegenehmigung für Wolf Biermann wäre ein weiterer Schritt nach vorn gewesen; sie wurde aber leider wieder zurückgezogen. Noch mal: Warum?

Wir können nur vermuten. Es heißt, die Behörden der DDR hätten zunächst angenommen, die IG Metall werde die Veranstaltung tragen, weil Jakob Moneta den Einladungsbrief unterzeichnet hatte. Dann aber kam in der BRD eine Pressekonferenz zur Vorbereitung der Offenbacher Kundgebung, die der „Sponti" Cohn-Bendit präsidierte. Für die Offenbacher Kundgebung war außerdem Rudi Dutschke als Redner angekündigt, um dessen ablehnende Haltung gegenüber der DDR man allgemein weiß. Gleichzeitig wurde bekannt, daß Robert Havemann und Wolf Biermann dem „Stern" ein Interview gegeben hatten, von dem man vermuten konnte, daß es scharfe Kritik an den Verhältnissen in der DDR enthalten würde. Konnte nicht das Auftreten von Wolf Biermann zum Anlaß genommen werden, die gegen Spanien gerichtete Kundgebung in eine gegen die DDR gerichtete umzufunktionieren?

So oder ähnlich können die Überlegungen gewesen sein, die den Wandel in Ost-Berlin bewirkt haben. Der Artikel des DKP-Pressesprechers Eberhard Weber in der „UZ" bringt diese Gedankenwelt in extremer Überspitzung. Wenn das aber so war, dann ist dieser Fall ein Beispiel dafür, wie man aus Angst vor einem gefährlichen Ergebnis eben dies Ergebnis mit voller Sicherheit produziert.

Wolf Biermann und Robert Havemann sagen beide im „Stern"-Interview, Biermann außerdem in seiner Presseerklärung, sie stünden nach wie vor grundsätzlich zum Sozialismus und zur DDR, obwohl sie zu vielen Erscheinungen erhebliche Kritik anzumelden hätten. Sie mögen dabei auch sehr verfehlte Kritik anbringen und sich in manchen Formen des Auftretens widersprüchlich verhalten. Ihre Grundposition ist aber bis heute ganz gewiß nicht die von Solschenizyn, auch nicht die Sacharows. Ist es wirklich vom Standpunkt der DDR aus richtig, sie durch Unterstellungen und bürokratische Starrheit dahin zu treiben? Sollten nicht die DDR-Behörden (und die Führung der SED) dies Problem begreifen? Sollten nicht die Führung der DKP und die Redaktion der „UZ" (wiederum im eigenen Interesse) einsehen, daß sie durch solche Stellungnahmen wie der von Eberhard Weber sich selbst isolieren? Die noch größere Gefahr liegt darin, daß sie die Einsichtsprozesse der durch lange Jahre des hysterischen Antikommunismus der BRD vorgeprägten jungen Generation durch derartige Reaktionen nur hemmen und nicht fördern.

Umgekehrt: Sollte nicht der Teil der kritischen Linken, der nun wütend aufschreit und die Gemeinsamkeit des Kampfes für die Erhaltung der demokratischen Rechte in der BRD aufkündigen möchte, einsehen, daß der Rückschlag in Sachen Biermann durch diese Umstände erklärlich, wenn auch nicht zu billigen ist? Die Gemeinsamkeit des Kampfes in der Bundesrepublik gegen die Berufsverbote und für die Erhaltung der Demokratie ist und bleibt die wichtigste Aufgabe aller

Linken!

Konkret 12/75, S. 24

Wolf Biermann

Lied vom roten Stein der Weisen*

Den roten Stein der Weisen, gib zu!
Den gibt's doch nicht! Genosse, auch du
Den gibt es doch nicht, Genosse, auch du
du hast ihn nicht gefunden

Wir haben wie blödes Federvieh
Mit rotem Kamm und Kikerikii
Zum Gaudi für die Bourgeoisie
uns oft genug zerschunden

Der Kampf ist hart genug. Der Feind
Ist schlau und hat sich längst vereint
Ist schlauer als wir und hat sich vereint
und will uns einzeln schlagen

Genossen! fragt nicht penetrant
Wie in dem Märchen hirnverbrannt:
„Wer ist der Linkste im ganzen Land?"
- das kann kein Spiegel sagen

---

*) Für den geplanten Auftritt auf der Protestveranstaltung gegen das Franco-Regime am 19. Oktober in Offenbach geschrieben.

Konkret 12/75, S. 25

Mario Soares

„SPD-Politik in Portugal? Unsinn!“

KONKRET-Interview mit dem portugiesischen SP-Führer Mario Soares

KONKRET: Die portugiesische Regierung bemüht sich um ausländische Hilfe. Doch die Helfer wollen Auflagen machen. Birgt das nicht die Gefahr, daß über die ausländischen Investitionen in Portugal der Kapitalismus gestärkt wird?

SOARES: Die ausländischen Investitionen bedeuten nicht eine Rückkehr zu früheren Formen oder zu Neoformen des Kapitalismus. Wir bestehen darauf, daß ausländische Kredite ohne politische Bedingungen gewährt werden. Würden Sie zum Beispiel behaupten, daß die Bundesrepublik, die derzeit Industrieanlagen in Sibirien finanziert, damit den Sozialismus in der Sowjetunion zerstören würde? Ich bin sicher: Die sozialistische Gesellschaft in Portugal hängt nicht in erster Linie an ausländischen Krediten, sondern sie stützt sich auf die Kräfteverhältnisse innerhalb Portugals. Dennoch brauchen wir die ausländische Hilfe, ohne sie können wir uns nicht aus der Krise befreien. Die Alternative wäre eine Verschlechterung des Lebensstandards der portugiesischen Arbeiter. Ich nenne dies einen Sozialismus der Misere. Wir wollen keinen Sozialismus, um den Lebensstandard der Arbeiterklasse zu senken, sondern eine sozialistische Gesellschaft, die die konkreten Probleme des portugiesischen Volkes löst, seinen Lebensstandard sichert und die Güter unseres Landes gerecht verteilt. Eines ist mir natürlich klar: Die multinationalen Konzerne verfolgen die portugiesische Entwicklung wohl kaum mit großer Freude. Wir müssen mit dem Widerstand des internationalen Kapitals und der Multis rechnen.

KONKRET: Arbeitslosigkeit und wirtschaftliche Schwierigkeiten steigen in Portugal weiter, nicht zuletzt durch den Flüchtlingsstrom aus Angola. Müssen Sie nicht damit rechnen, daß rechte Kreise die Unzufriedenheit zu einem Rechtsputsch nutzen?

SOARES: Glauben Sie mir, ich habe die chilenischen Erfahrungen ständig vor Augen. Zwei Monate vor dem Pinochet-Putsch habe ich Chile besucht. Ich habe mich sehr lange mit dem Genossen Allende und anderen chilenischen Genossen unterhalten. Unsere Revolution darf nicht die breite Unterstützung des portugiesischen Volkes und der Armee verlieren, die sie von Anfang an hatte. Die Gefahr eines Putsches von rechts dürfen wir nicht ignorieren. Da wir unsere Hauptprobleme noch nicht gelöst haben, wird die Unzufriedenheit in vielen Bevölkerungsschichten immer größer. Unzufriedenheit aber ist der ideale Nährhoden für einen Rechtsputsch. Der chilenische Genosse Altamirano, der Portugal kürzlich auf Einladung der Sozialistischen Partei besucht hat, hat mich daran erinnert, daß einer der Hauptfehler der Regierung Allende in Chile gewesen sei, die Unterstützung der europäischen Sozialdemokraten nicht genügend auszunützen. Wir dürfen die Sozialdemokraten nicht andauernd mit dem internationalen Kapitalismus verwechseln. Ich weiß, das ist große Mode, und in Portugal werden die Sozialdemokraten gelegentlich als Faschisten diffamiert. Die deutschen Kommunisten haben diesen Fehler in der Weimarer Republik gemacht. Das Ergebnis kennen wir: Kommunisten und Sozialdemokraten sind gemeinsam in den Konzentrationslagern gestorben. Wir müssen dafür kämpfen, daß dies Portugal erspart bleibt. Deshalb muß ich auch die Aktivitäten einiger Linksbewegungen in Portugal als unrealistisch ansehen, die dazu beitragen, die Voraussetzungen für einen Rechtsputsch immer günstiger werden zu lassen.

KONKRET: Ihre Ansicht über die Sozialdemokraten weicht vom Grundsatzprogramm der SP Portugals ab. In Punkt 7 heißt es, die Sozialdemokraten unterstützten den Imperialismus und das europäische Kapital.

SOARES: Die Sozialdemokratische Partei der Bundesrepublik hat unseren Kampf gegen Faschismus und Kolonialismus bereits unterstützt, als wir noch im Untergrund gekämpft haben. Unsere Beziehungen zur SPD sind in jeder Hinsicht sehr gut. Ich muß ja nur darauf verweisen, daß unsere Partei in der Nähe von Bonn mit Unterstützung der SPD und der Ebert-Stiftung gegründet wurde. Die SPD ist für unsere Aufnahme in die Sozialistische Internationale eingetreten, nach der Revolution hat sich die Freundschaft unserer beiden Parteien noch gefestigt. Auch die Zusammenarbeit zwischen den Jungsozialisten und den Intellektuellen beider Parteien wurde verstärkt. Mich persönlich verbindet eine Freundschaft mit Willy Brandt, und ich halte Willy Brandt abgesehen davon für einen der Staatsmänner mit größtem politischen Format in unserem Jahrhundert. Man muß aber dennoch betonen, daß sich die Politik der Sozialistischen Partei Portugals und der SPD in vielen Punkten unterscheidet. Die Sozialistische Partei Portugals ist keine sozialdemokratische Partei. Die Sozialdemokratie ist in Portugal nicht anwendbar, denn die sozialen Strukturen unserer beiden Länder sind sehr unterschiedlich. Wenn ich Deutscher wäre, würde ich Willy Brandt wählen. Aber es wäre Unsinn, in Portugal die Politik der SPD machen zu wollen.

KONKRET: Wie können wir in der Bundesrepublik den Kampf der portugiesischen Linken für eine sozialistische Gesellschaft unterstützen?

SOARES: Sie haben in der Bundesrepublik 250 000 portugiesische Gastarbeiter. Man sollte ihnen Aufenthalt, Arbeitsbedingungen und Lebensverhältnisse so einfach wie möglich machen. Es sind gute und ehrliche Leute, sie verdienen die Unterstützung wahrer Sozialisten. Wir verhandeln derzeit außerdem mit der Bundesrepublik über bilaterale

Hilfe, mit der EWG über einen Assoziierungsvertrag. Diese Pläne werden von der Bundesregierung unterstützt. Es ist notwendig, daß die deutsche Öffentlichkeit diese Politik mitträgt. Denn unsere wirtschaftlichen Probleme sind in der Tat groß. Wir haben im Moment 300 000 Arbeitslose. Und wir werden zusätzlich mit dem Problem der Flüchtlinge aus Angola konfrontiert. Es ist damit zu rechnen, daß die Zahl der Arbeitslosen bis zum Jahresende um weitere 300 000 ansteigt. Ausländische Kredite sind notwendig, aber sie genügen nicht. Die gesamte Arbeitsorganisation muß neugestaltet, die Produktivität gesteigert und in den verstaatlichten Betrieben müssen funktionierende Verwaltungen geschaffen werden. Zwei sehr extreme Probleme sind jene der Techniker und Facharbeiter: 30 000 unserer besten Techniker sind ins Ausland abgewandert. Schwierig ist es auch, die demokratische Verwaltung in den verstaatlichten Unternehmen durch die Arbeiterkommissionen so zusichern, daß die Effizienz der Produktion garantiert wird.

KONKRET: Die ersten Maßnahmen der 6. Regierung von Admiral Azevedo sind nicht auf übermäßige Gegenliebe bei Militär und Arbeitern gestoßen. Es scheint eine immer größere Lücke zwischen Regierung, Bevölkerung und Militär zu klaffen.

SOARES: Das Problem der Disziplin ist derzeit sehr schwierig. Ohne die Bewegung der Streitkräfte gibt es keine Revolution. Ohne Disziplin gibt es keine MFA. Wir alle, besonders die Jugend, haben große Sympathie für libertäre und anarchistische Systeme. Aber ohne Disziplin ist eine Armee verloren. Wir stellen gegenwärtig eines fest: Was die Armee und ihre verschiedenen Einheiten angeht, so sind sie nicht funktionsfähig, es fehlt an innerer Konzentration. Bevor die Soldaten eine Order des Kommandanten durchführen, diskutieren sie darüber fünf Stunden in einer Versammlung. Sicher: Das kann sehr sympathisch sein, aber es zerstört die Armee. Ich fordere die portugiesischen Revolutionäre Inder Armee auf, ihre Dokumente, in denen sie permanent protestieren, in die deutsche und russische Sprache zu übersetzen und sie in die DDR und die Sowjetunion zur Veröffentlichung zu schicken. Keines dieser Länder würde eine Veröffentlichung der Dokumente gestatten. Wenn die portugiesischen Kommunisten, die die Macht der Reichen durch einen nichtdemokratischen Weg zerstören wollen, Befehlsgewalt über das Militär hätten, würden sie als erstes das Militär disziplinieren. Jeder Staat muß sich verteidigen. Ein revolutionärer Staat wie der unsere muß die revolutionäre Legalität erhalten. Das braucht Autorität und Kraft. Ich habe im Moment allerdings den Eindruck, daß wir mit der revolutionären Entwicklung nicht vorankommen, daß wir eher in Richtung Anarchie gehen. Anarchie aber bringt unvermeidlich die Gegenrevolution. Das ist der Grund, warum die 6. Regierung die Disziplin im Militär durchsetzen will. Die dubiose Politik der Kommunistischen Partei, einerseits in der Regierung zu sitzen und andererseits den Widerstand gegen diese Regierung zu organisieren, ist eine abenteuerliche Politik und gefährlich für unsere Revolution.

KONKRET: Die MFA scheint derzeit alles andere als geschlossen. Wie beurteilen Sie die Situation, und welche Beziehungen hat die Sozialistische Partei zur MFA?

SOARES: In der Bewegung der Streitkräfte gibt es derzeit vier erkennbare Fraktionen. Die erste Richtung besteht hauptsächlich aus der aufgelösten 5. Division, der ehemaligen Propagandaabteilung der MFA. Ihr Traum ist es, in Portugal ein Regierungssystem nach dem Muster der DDR oder der Sowjetunion zu errichten. Eine zweite Fraktion wünscht einen pluralistischen Sozialismus. Die dritte Fraktion ist die radikale mit General Otelo Saraivo de Carvalho an der Spitze. Sie bevorzugt ein anarchistisches Modell, das jedoch noch nicht ganz klar ist. Die vierte Richtung ist konservativ und gegen die Revolution eingestellt. Sie äußert sich nicht offen. Die Sozialistische Partei wird von der zweiten Fraktion unterstützt. Ihr Konzept ist der Aufbau eines eigenen, nationalen Wegs zum Sozialismus und eine Politik der nationalen Unabhängigkeit. Diese Richtung strebt einen Wechsel der wirtschaftlichen und sozialen Strukturen Portugals durch die Bildung einer klassenlosen und sozialistischen Gesellschaft an, in der aber die politischen Freiheiten respektiert werden. Diese Richtung ist derzeit bestimmend in der 6. Regierung und wird repräsentiert durch Politiker wie Admiral Azevedo und Major Antunes.

KONKRET: Wie sehen Sie die PPD, die ebenfalls in der Regierung vertreten ist?

SOARES: Die PPD bezeichnet sich als sozialdemokratische Partei. Ich behaupte, sie ist keine sozialdemokratische, sondern eine bürgerlich-liberale Partei. Die PPD hat innerhalb der Arbeiterklasse keinerlei Anhang, wie zum Beispiel die sozialdemokratischen Parteien in Großbritannien, Schweden oder der Bundesrepublik. Es ist nicht möglich, sozialdemokratisch zu sein, ohne Unterstützung der Arbeiterklasse. Die PPD setzt sich vor allem aus Leuten zusammen, die in der faschistischen Regierung Caetano als sogenannte Liberale vertreten waren. Es sind viele faschistische Abgeordnete aus dem Scheinparlament von Caetano darunter. Sie gehören also nicht zu jenen Leuten, die wie die Sozialisten und Kommunisten im Widerstand gegen den Faschismus waren.

Konkret 12/75, S. 27

Hermann Scheer

Die Jungsozialisten und das Tabu der Steuerungerechtigkeit

Die politischen Folgen der ökonomischen Krise in der Bundesrepublik sind immer unverhohlener geäußerte Forderungen nach sozialer Demontage und nach Anspruchsminderung. In dieser Situation hat der Bundesvorstand der Jungsozialisten einen Katalog tagespolitischer Forderungen mit dem Titel „Demokratie und Gleichheit" vorgelegt, die von sozialistischer Seite aus kurzfristig vorstellbare Antworten auf die Folgen der ökonomischen Krise aufzeigen.

In dem Katalog wird gezeigt, daß steigende Arbeitslosenzahlen nicht etwa Steuererleichterung für Unternehmer für irgendwelche neue Investitionen, nicht Senkung der Arbeitslosenunterstützung und weitere Entlassungen rechtfertigen, sondern gerade jetzt es notwendig machen, endlich das 10. Pflichtschuljahr und das Berufsgrundbildungsjahr allgemein einzuführen, die Arbeitszeit zu reduzieren, Fortbildung und Umschulung auszubauen, die Arbeitswelt zu humanisieren. Daß nicht etwa Rückgang der öffentlichen Investitionen und Privatisierung öffentlicher Dienstleistungen und Unternehmen Mittel einer Krisenbewältigung sind, sondern Neubau von Sozialwohnungen, Altbaumodernisierung, beschleunigter Bau von Sozialeinrichtungen, Produktion von Umweltschutz- und Energiesparanlagen. Daß nicht staatliche Sozialleistungen abgebaut werden dürfen, sondern staatliche Mittel dort eingespart werden müssen, wo mit Hilfe des Staates eine Umverteilung zugunsten ohnehin privilegierter Gruppen stattfindet. Daß es nicht die Patienten, sondern die Ärzte und die Pharmaindustrie sind, die sich an der Krankenversorgung gesundstoßen. Zusammenfassend: daß die Antwort auf die ökonomische Krise und die Krise der öffentlichen Haushalte nicht mehr Ungleichheit und weniger Demokratie bedeuten darf, sondern Umverteilung zugunsten der Unterprivilegierten, mehr Gleichheit und Demokratie.

Doch werden inzwischen nicht etwa diese Punkte diskutiert. Zur Diskussion steht nur eine einzige Forderung der Jungsozialisten: die nach Einführung einer Einkommenshöchstgrenze von 5000 Mark netto. Kaum einer, der diese Forderung nicht als Unsinn, Narretei oder als Mondlandung abtat. Keiner würde dann mehr etwas „leisten" wollen, es gäbe keine „Antriebe" mehr, alles würde zusammenbrechen: Eigentlich ist nicht die Juso-Forderung das Interessante, sondern die Reaktion darauf.

Zwar läßt sich über den konkreten steuerpolitischen Stellenwert und die Art der Umsetzbarkeit der Forderung nach einer Netto-Einkommenshöchstgrenze von 5000 Mark streiten. Warum gerade 5000? Wie differenziert man das Höchsteinkommen eines Alleinverdieners mit Familie von dem zwei miteinander verheirateter Höchstverdiener, wie den Höchstsatz eines Beamten von dem eines Selbständigen, der für seine Altersversorgung selber aufkommen muß? Wie sieht es mit Abschreibungssätzen aus, die wiederum zu erheblichen Einkommensunterschieden führen? Sicher ist es steuerpolitisch sinnvoller, statt einer starren Höchstgrenze die Spitzensteuersätze zu erhöhen und den Abschreibungsdschungel zu durchforsten. Deshalb ist auch die in der Juso-Forderung angegebene Spitzensteuersatzhöhe von 80 Prozent problemnäher.

Die eigentliche Funktion der 5000-Mark-Forderung besteht darin, ein Tabu gebrochen zu haben und eine öffentliche Auseinandersetzung darüber zu provozieren, daß die Einkommensunterschiede in der Bundesrepublik mit dem Prinzip der Leistungsgerechtigkeit nichts zu tun haben und die bestehenden Leistungsvorstellungen ebensowenig. Im SPD-Orientierungsrahmen stehen Sätze wie: „Der bisherige Leistungsbegriff orientiert sich fast ausschließlich an Intelligenzleistung, technischer Fertigkeit und sozialem Durchsetzungsvermögen. Menschlich wertvolle und gesellschaftlich wichtige Fähigkeiten wie Phantasie, Originalität, gesellschaftlich-politisches Verantwortungsgefühl, Kooperationsfähigkeit, moralische und soziale Empfindsamkeit werden zuwenig oder gar nicht berücksichtigt." Oder: „Die außerordentlich unterschiedliche Bewertung von Arbeit in unserer Gesellschaft schafft ständig neue Konflikte, beeinträchtigt Verantwortungsbereitschaft und fördert den Einzel- und Gruppenegoismus."

Diese abstrakte Kritik an der Einkommensungerechtigkeit und am herrschenden Leistungsbegriff riß bisher keinen vom Stuhl. Erst als die Jungsozialisten mit ihrer Höchstgrenzenforderung ganz präzise und konkret wurden mit einer griffigen Zahl, ging es ans Eingemachte.

Auf den Tisch gehören Klarstellungen wie:

-

Kein Chefarzt und Unternehmensvorstand, die 20- bis 30mal mehr „verdienen" als die Krankenschwester oder der Facharbeiter, ist physisch, psychisch und intellektuell in der Lage, 20- bis 30mal mehr zu leisten.

-

Keiner der 50 000 niedergelassenen Ärzte in der Bundesrepublik mit einem durchschnittlichen Monatsverdienst von 15 000 Mark kann sich ernsthaft eine „höhere" Verantwortung am Menschen und die längere Ausbildung bezahlen lassen. Jedes

Studium ist fast ausschließlich vom Steuerzahler finanziert und ist allemal angenehmer, als sich statt dessen im Betrieb die Arbeitskraft zu ruinieren. Und der Busfahrer und Lokführer, die OP-Schwester haben ebensoviel Verantwortung für menschliches Leben wie der operierende Arzt.

- Ginge es auf dem Arbeitsmarkt nach Leistung und Nachfrage, nach Bedarf und tatsächlicher Beanspruchung, müßten die Tätigkeiten, die „sonst keiner mehr machen will" (Straßenreinigung, Fließband), höher bezahlt werden als die „attraktiven" Tätigkeiten.
- Daß es als selbstverständlich gilt, Kopfarbeit höher zu bewerten als Handarbeit, ist unveränderter Ausdruck der bürgerlichen Klassenherrschaft, die sich immer die angenehmen, bestbezahlten und einflußreichsten Positionen sicherte.
- Keiner kann behaupten, daß der Leistungsantrieb etwa des DGB-Vorsitzenden Vetter, der ein Netto-Einkommen unter 6000 hat, geringer sei als der von VW-Chef Sehmücken der über 30 000 netto bezieht.

Immer noch und immer wieder wird in der Bundesrepublik vergessen gemacht, daß es unter den wichtigsten kapitalistischen Industrieländern keines gibt, wo die Spitzensteuersätze so niedrig liegen wie in der Bundesrepublik. Hier liegen sie bei 56 Prozent, beginnend ab jährlich 130 000 DM. In der kapitalistischen Hochburg New York liegen sie bei 75,25 Prozent (ab 287 000 im Jahr). In Frankreich: 60 Prozent (ab 55 000). In Großbritannien: 83 Prozent (ab 115 000). In den Niederlanden: 70 Prozent (ab 60 000). Und in Schweden bei 77 Prozent ab 87 000 netto jährlich. Wer in der Bundesrepublik 4843 netto monatlich verdienen will, braucht dazu (würde er nicht vielfach abschreiben können) ein Monatsbrutto von 10 835 DM. Wer nach den bestehenden Steuersätzen in Schweden monatlich 5000 netto verdient, müßte dazu (hätte er nichts abgeschrieben) 21700 brutto Einkommen haben, in Großbritannien 29 400 brutto.

Allein diese Steuersätze andernorts zeigen, daß die Juso-Forderung kaum den Effekt haben könnte, daß das System zusammenbricht. Fast nirgendwo ist die Steuerungerechtigkeit größer als in der Bundesrepublik. Wer und was wird also verteidigt, wenn es um die Besteuerung der Höchsteinkommen geht?

Man sieht: Nicht die Forderung ist peinlich, peinlich ist die Reaktion. Noch peinlicher ist die Verteidigung von Höchsteinkommen durch Politiker und Publizisten zum gleichen Zeitpunkt, zu dem von Gewerkschaften mäßige Lohnabschlüsse verlangt werden.

Hermann Scheer ist Mitglied des Juso-Bundesvorstandes

Konkret 12/75, S. 28

Claus Lutterbeck

Waffenhandel

Gefunden haben die Steuerfahnder den Gerhard Georg Mertins, der in den sechziger Jahren bundesdeutsche Waffen in alle Welt verhökert hat. Gesucht wird jetzt einer, der von den illegalen Geschäften gewußt hat: War es der CDU-Fraktionschef Karl Carstens?

Im Rhônetal wird der deutsche Biafra-Söldner Friedrich Hertz mit seinem Wagen in einen Verkehrsunfall verwickelt. Er holt sich einen Beckenbruch. Sein Beifahrer, ein biafranischer Hauptmann namens Golwing M'goku, verletzt sich nur leicht.

Als die Polizei das zerstörte Auto untersucht, findet sie interessante Papiere: vertrauliche Aufzeichnungen aus Verhandlungen mit bundesdeutschen Waffenhändlern. Hertz und M'goku waren ausgesandt, um in der Bundesrepublik auf die- illegale - Lieferung von Flugzeugersatzteilen zu drängen.

Das war im Oktober 1968. Die Bundesregierung weiß von nichts.

Ein Gabelstaplerfahrer auf dem Frankfurter Flughafen bekommt es mit der Angst zu tun: „Explosivkörper" steht groß auf den 32 Kisten, die er in ein Frachtflugzeug nach Saudi-Arabien verladen soll. Er weigert sich. In den Begleitpapieren steht schlicht „Maschinenteile". Aber als der Zoll die Kisten öffnet, liegen 14 zerlegte Raketen drin.

Das war im November 1968. Die Bundesregierung weiß von nichts.

Der Frachter „Billetal" hat heiße Fracht an Bord: 28 zerlegte Tiefangriffsjäger Marke „Seahawk". Angeblicher Bestimmungsort: Neapel - aber die „Bitletal" legt in Neapel nicht einmal an, sie fährt gleich weiter in den indischen Hafen Kotschin.

Das war im Juli 1966. Als das Geschäft ein Jahr später bekannt wird, lügt die Bundesregierung das Blaue vom Himmel herunter. Italien, so heißt es offiziell, habe sich nicht an die Abmachungen gehalten und die Düsenjäger an die indische Regierung verkauft.

Piloten der Bundeswehr, mit einem NATO-Marschbefehl in der Tasche, fliegen 90 Maschinen des Typs „Canadair F 86 Sabre VI" zum persischen Flughafen Vahdati. Von dort gehen die Düsenjäger, die bei der Bundeswehr gerade ausgemustert wurden, nach Pakistan.

Das war im Frühjahr 1966. Als das Geschäft ein Jahr später zufällig bekannt wird, weil ein US-amerikanischer Waffenhändler vor einem Untersuchungsausschuß plaudert, bestreitet die Bundesregierung, irgendwas mit der Schieberei zu tun zu haben: „Reine Erfindungen".

Alle vier Länder - Biafra, Saudi-Arabien, Indien und Pakistan - haben eins gemeinsam: Sie zählten und zählen in der Bundesrepublik zu den „Spannungsgebieten". Und dorthin, so war man sich seit dem „Kriegswaffenkontrollgesetz" von 1961 einig, sollten niemals Waffen aus bundesdeutschen Beständen oder von bundesdeutschen Händlern geliefert werden dürfen.

Denkste. Fest steht, daß die Bundesregierung in den Jahren bis 1969 munter Waffen verschoben hat. Partner für die illegalen Transporte waren private Waffenhandelsfirmen, bundeseigene Transportfirmen wie „Schenker" und der - dem Kanzleramt direkt unterstellte - Bundesnachrichtendienst (BND).

Einer der Männer, der im Auftrag höchster Regierungsstellen ausgediente Waffen in alle Welt verkaufte, war der Kaufmann Gerhard Georg Mertins.

So abenteuerlich wie sein Job ist auch sein Leben: Im zweiten Weltkrieg kämpft Mertins bei den Fallschirmspringern und nimmt 1941 an der Besetzung von Kreta teil. Fünf Monate vor Kriegsende erhält er das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz, als Major beendet er seine Laufbahn.

Nach dem Kriege arbeitet er für kurze Zeit bei VW-Chef Nordhoff in Wolfsburg. Aber das Leben als Angestellter hinterm Schreibtisch ist nichts für Mertins. Als der ehemalige Skoda-Direktor Wilhelm Voss Anfang der fünfziger Jahre für den ägyptischen König Faruk die Rüstungsindustrie aufbaut, folgt Mertins ihm nach Kairo. Fortan bildet er in Ägypten die Fallschirmjäger aus.

Die Presse wird angesichts der siebzig deutschen Berater in Ägypten stutzig: Kairo zählt, neben Südamerika, zu den beliebtesten Schlupflöchern für alte Nazis. „Ausräuchern!" schreibt damals ein amerikanischer Journalist namens Hans Habe in der Zeitung „Echo der Woche". Und die „Welt am Sonntag" meldet am 23. November 1952: „Deutsche ‚Berater` in Kairo schüren gegen Bonn."

Als sowjetische Offiziere die Aufgaben der Deutschen übernehmen, wechselt Mertins zu Mercedes-Benz. Mit ihm residiert in der ägyptischen Hauptstadt der Bankfachmann Gerhard Bauch, der für die Rüstungsindustriellen Quandt tätig sein soll. Tatsächlich aber ist Bauch der Vertreter des Bundesnachrichtendienstes in Kairo.

Bauchs israelischer„ Kollege" Wolfgang Lotz, bekannt als der „Herrenreiter", spottet über den westdeutschen Agenten in seinen Memoiren: „Er ist angeblich der lokale Manager eines großen deutschen Konzerns . . . Aber irgend etwas stimmt mit ihm nicht. Er ist nicht der Typ des richtigen Geschäftsmannes. Ein bißchen zu leichtsinnig mit seinem Geld, ein bißchen zu elegant. Außerdem hat er ein bißchen zu viel Zeit für Ausflüge und Parties. Er scheint sich auch eigentlich gar nicht um seine Geschäfte zu kümmern. Irgendwas ist faul mit ihm."

Im Februar 1965 wird Lotz verhaftet, der mitenttarnte BND-Bauch ist für Pullach nicht länger tragbar. Er wird entlassen. Als Repräsentant für die inzwischen gegründete Merex Corporation des Gerhard Mertins geht er nach Washington.

Denn Mertins ist mittlerweile, in der Schweiz, selbständig geworden. Der größte Waffenhändler der Welt, der Ex-CIA-Mann Samuel Cummings, Chef der „Interarmco", hat seinen Bekannten wegen seiner guten Beziehungen zu den arabischen Ländern mit ins Spiel gebracht. Erst macht Mertins seine Geschäfte mit Cummings -dann alleine.

Vom Bonner Stadtteil Beuel aus lenkt Mertins sein verschachteltes Imperium. Seine bundesdeutsche Merex AG ist eine Tochtergesellschaft der schweizerischen Merex SA. Die Merex GmbH wiederum ist eine Tochtergesellschaft der Merex AG. Und die Exportfirmen „Terrapart" in Remscheid und „Wehrexport" in Beuel gehören zur Merex GmbH.

Im Auswärtigen Amt staunen die für Export-Genehmigungen zuständigen Beamten über das Wissen des Privatmannes Mertins. Lange bevor das AA über den Dienstweg erfährt, welche Waffensysteme demnächst bei der Bundeswehr ausgemustert werden, stehen die Kunden Schlange. Als Klienten von Gerhard Mertins haben sie früher von Ausmusterungswaffen erfahren als die Bürokratie.

Da staunen sogar die Fachmänner -aber die Eingeweihten wissen: Mertins macht seine Geschäfte in Absprache und mit Zustimmung des BND. Denn der Auslandsnachrichtendienst meldet Mitte der sechziger Jahre Verdruß aus den Spannungsgebieten. Weil Adenauer seinem israelischen Kollegen Ben Gurion eigenmächtig Waffen versprochen hatte, verlangen arabische Länder einen „Ausgleich". Weil Pakistan - über persische Strohmänner - Düsenjäger in der Bundesrepublik einkauft, verlangt auch Indien Kriegsgerät.

Da die offizielle Außenpolitik am Ende ist, versucht die Bundesregierung, über illegale Waffenexporte doch noch Diplomatie zu machen: BND-Agenten treten in seriöse Handelsfirmen ein und managen widerrechtliche Transporte.

Politisch verantwortlich für die krummen Dinger sind die Staatssekretäre in mehreren Bonner Ministerien. Während andere westeuropäische Staaten ganz skrupellos jeden bedienen, der Waffen kaufen will - allen voran Frankreich-, spielt Bonn die keusche Jungfer. 1965 warnt der Außenminister Gerhard Schröder scheinheilig: „Das AA hat immer vor Waffenlieferungen in die sogenannten ‚heißen Zonen` gewarnt."

Tatsache freilich ist: Wo es in den sechziger Jahren knallt, knallen deutsche Waffen mit, der Segen dazu kam aus dem Kanzleramt.

In den Jahren 1968 und 1969 heißt Kiesfingers Chef des Bundeskanzleramtes Karl Carstens. Im Juli 1969 hat er mal wieder Besuch aus Pullach: Gerhard Wessel, der Chef des BND, informiert seinen obersten Kontrolleur über den jüngsten Stand einer heiklen Affäre. Denn die Bonner Steuerfahndung ist den Geschäften der Merex auf die Schliche gekommen. Mertins soll vor Gericht. Der BND interveniert bei der Steuerfahndung in Bonn, das Verfahren gegen Mertins einzustellen. Carstens ist davon unterrichtet.

Im Frühjahr 1969 hatte Carstens schon der Versetzung des Regierungsdirektors im BND, Dr. Erwin Hauschildt, in die Geschäftsleitung der Hamburger Waffenexportfirma Dobbertin & Co. zugestimmt.

Trotzdem spielt er fünf Jahre später, als Zeuge im Guillaume-Untersuchungsausschuß, den Ahnungslosen: „Ich habe in der Zeit, als ich die Aufsicht über den Bundesnachrichtendienst führte, über Waffenhandel des BND nie etwas gehört. Ich habe über andere Waffenhändler einiges gehört, aber nicht darüber, daß der BND am Waffenhandel beteiligt gewesen ist, und ich muß sagen, daß ich heute zum erstenmal davon höre."

So schwerhörig will er gewesen sein, und mit ihm noch andere Staatssekretäre im Verteidigungsministerium, im Wirtschaftsministerium und im Auswärtigen Amt.

Vor Gericht freilich kam (und kommt, so scheint's) keiner der politisch Verantwortlichen. Denn der illegale Waffenhandel der sechziger Jahre scheint in Bonn, von einigen SPD-Abgeordneten abgesehen, niemand sonderlich aufzuregen.

Auf mehrere Anfragen im Parlament hat der Staatssekretär im Kanzleramt, Manfred Schüler, bisher deutliche Antworten gegeben. Fest steht, daß Waffenhandel in Zusammenarbeit mit denn BND nicht nur Mitte der sechziger Jahre stattfand, sondern auch noch 1968 und 1969. Und Karl Carstens hat davon gewußt.

Der SPD-Bundestagsabgeordnete Norbert Gansel fordert deshalb: „Auch bei solchen ‚hochpolitischen`, aber widerrechtlichen Handlungen gebietet die Staatsräson des demokratischen Rechtsstaats nicht die Absolution, sondern die gerichtliche und parlamentarische Kontrolle."

Funktioniert die eigentlich? Vor Gericht stand bisher nur Merex-Chef Gerhard Mertins. Als die Siebte Strafkammer des Bonner Landgerichtes die Eröffnung eines Verfahrens gegen ihn ablehnte (1970), legte die Staatsanwaltschaft - mit Erfolg - Beschwerde ein: „Von den hier Angeschuldigten dürfte jedoch nach ihrer Herkunft und ihrer Vorbildung zu erwarten sein, daß sie wissen und wußten, daß in einem Rechtsstaat auch höchste Regierungsstellen an Gesetz und Recht gebunden sind und sich über die bestehenden Gesetze nicht hinwegsetzen können."

Hier irrt die Staatsanwaltschaft Bonn: Höchste Regierungsstellen *haben* sich über bestehende Gesetze hinweggesetzt. Gibt es bald einen Carstens-Prozeß?

-

Konkret 12/75, S. 30

Hermann L. Gremliza

konkret ex-press

„Unsere Streitkräfte zählen zu den besten der NATO. Den Bundeskanzler, der das Korps der Kommandeure besucht, werden nicht nur loyale, sondern auch selbstbewußte Staatsbürger in Uniform begrüßen." Das ist von **Adelbert Weinstein,** Oberst im Generalstab der „FAZ", der mit dem „Stern"-Kriminalisten Zeus Weinstein außer dem Zunamen auch die Fähigkeit gemein hat, in jeder Geschichte wenn schon keinen Mörder, so doch einen kleinen Putschisten zu verstecken. Wer ihn finden will, muß, beim Zeus wie beim Adelbert, nur gründlich lesen. So etwa: Nicht nur loyal, sondern auch ein bißchen das Gegenteil...

Haben Sie auch den Werbefilm „Franz Josef Strauß" von **Henric L. Wuermeling** im Bayrischen Fernsehen gesehen? Haben Sie auch gleich gedacht, das ist der Sohn vom früheren CDU-Familienminister? Und haben Sie sich erinnert, welch wütender Gegner der Abtreibung der alte Wuermeling war? Dann ist Ihnen vor dem Fernsehschirm sicher auch so manches durch den Kopf gegangen. Oder?

Peter Schulz, einst Hamburger Bürgermeister, Erfinder des Radikalen-Erlasses und Produzent der höchsten SPD-Niederlage in der Geschichte der Stadt, darf jetzt vor Hamburger Gerichten den Senat gegen linke Lehramtskandidaten verteidigen. Ein Springer-Blatt schildert das: „Die Sprache des Ex-Bürgermeisters ist freier und blumiger geworden, Lippenbekenntnisse zum Grundgesetz nannte der ‚billig wie Brombeeren`, er gebe auf sie ‚keinen Pfifferling`. Ironisch hielt er der Klägerin entgegen: ‚Auf dem Boden des Grundgesetzes stehen viele, und es tut mir leid, wie schwer es daran tragen muß.'" Das ist keine leere Floskel, Schulzens Mitleid ist echt, das hat er nicht nur mit freier Rede, sondern mit selbstloser Tat bewiesen: Schon vor Jahren und ohne großes Aufheben hat er die Last des schwer tragenden Grundgesetzes um 164 Pfund erleichtert. Um seine.

Nichts ist ungewisser als ob einer, der sich hinter einen stellt, diesen stützen oder hinter ihm in Deckung gehen will, oder einer, der sich vor einen stellt, einen schützen oder bloß zuerst drankommen möchte. Man kann das noch komplizieren, indem man sich vor oder hinter etwas stellt, was von einem stammt, vor oder hinter den man sich zu stellen wünscht. Das ist dem **Alfred Dregger** passiert: „Ich stehe voll und ganz hinter diesen Brief von Strauß", hat er der „Welt" erzählt. Gegen die Annahme, er wolle den Brief, der offenbar auch steht, stützen, spricht, daß er dies „voll" zu tun verspricht, also eher teilweise, zu einigen Tausendstel (vulgo: Promille), was aber, bedenkt man die Gewohnheiten des Brief-Autors, eine Anbiederung wäre, die dem Alfred Dregger doch keiner zutraut. Vielleicht ein Druckfehler, wie folgt zu berichtigen: „Ich stehe, voll. Und ganz hinter mir diesen Brief von Strauß."

„Leonid Breschnjew ist ein kranker alter Mann." Der hat, bei unser aller **Theo Sommer,** zwei Möglichkeiten: Er sitzt, das hatten wir letztes Mal, am Bosporus (also überwiegend krank), oder, da vorwiegend alt, am Meer. Weil es im bunten Reich der Blumensprache von Ankara bis Anker nur ein Katzensprung ist, ahnen wir schon, daß Breschnjew jetzt „in hohen Wellengang geraten ist, wo aber die Biologie ihren Zoll fordert". Erst hatte Breschnjew der Sowjetunion „seinen sehr persönlichen Stempel aufgedrückt", den Kreml damit „in die Sackgasse manövriert", nun schwankt er (mit dem sehr persönlichen Stempel bei Windstärke zwölf in der Sackgasse) „hin- und hergerissen zwischen den Feuern". Endlich ist raus, „was hinter Breschnjews Erkältung steckte". Nix da mit Husten. Ihm war zum Kotzen.

Zur Erholung ein Blick in die Weltpresse, zum Beispiel „Newsweek". Titel: „Der Moskau-Blues". Na ja. Aber dann, diese sachliche, nüchterne, unverschmockte Sprache: „Nun blasen die Winde des Wandels in die kommunistische Welt und heulen um die Kommandobrücken. . ." Wie bitte, wo sennen mr? „War es wirklich der Luftzug durch ein Autofenster, oder war es in Wahrheit der Wind politischen Wandels . . ." Herrgott, Margot! „lm Nahen Osten spielt er (Breschnjew) die zweite Geige." Protest! „Biology is finally claiming its toll." Heißt das nicht „Die Biologie fordert ihren Zoll?" Geigenzoll? Wandelwind. Menschenskind, wer traut sich noch in „Le Monde" zu gucken?

Karl Schiller, der Keynes-Schüler, hat seinen Kreislauf beendet: Vor 45 war er Nazi, danach Sozi, Senator, Minister gar, dann Repräsentant eines südafrikanischen Tabakkonzerns, CDU-Wahlwerber, und nun ist er in die Leitung des Springer-

Verlags umgestiegen. Antizyklisch war das zwar alles nicht. Aber, bei Keynes, es war konjunkturgerecht.

Wie viele Bildungsdurstige mag die Anzeige abgeschreckt haben, mit der die „Zeit" für **Nina Grunenbergs** Serie „Vier Tage mit dem Kanzler" warb: „Zum ersten Mal sah ein Journalist (in unserem Fall eine Journalistin) dem Bundeskanzler bei der Arbeit über die Schultern." Über beide. Wie soll ein so stark schielender Zeitmann (in unserem Fall eine Zeitfrau) uns Antwort geben auf die immer drängender werdende Frage: „Was ißt und trinkt er am liebsten?" Über zwei Schultern betrachtet sieht sogar falscher Hase aus wie Entrecôte double.

„Vital", Magazin für Pharma- und Lebensmittelannoncen, beantwortet die Frage „Wie sieht's mit der Neuwahl des Bundestags im kommenden Herbst aus?" anhand der Horoskope von Helmut Schmidt (Steinbock), Franz Josef Strauß (Jungfrau), Helmut Kohl (Widder) und Willy Brandt (Schütze): Ab August stehen „Schmidts Sterne wieder günstig", „Neptun verhilft Strauß am Wahltag zu leichten Gewinnen", bei Kohl „streiten sich am Wahltag fünf gegensätzliche Konstellationen", „die Sterne des Schützen Brandt signalisieren einen Erfolg", und zwar nach vorausgegangener „Venus-Bestrahlung". Vielleicht lügen ja die Sterne auch (oder der zuständige Redakteur ist heimlicher Sozialdemokrat), aber im Vergleich zu den Prognosen des SPD-nahen Infas-Instituts geht von ihnen so was Vertrauenerweckendes aus.

Der Layouter Willy Fleckhaus hat der Zeitschrift „Shock" (für den einsamen Grusler) bescheinigt, sie sei grafisch das Beste seit der verblichenen „Twen". Der Branchendienst **„Text Intern"** quittiert dies so: „Womit er allerdings nicht sagen will, daß dieses Blatt ebenso wie sein Vorgänger verlegerisch enden wird." Womit „Text Intern" aber nicht sagen will, daß das Verlegerische das Ende eines Blattes sei, sondern daß das Verlegen des Blattes schrecklich enden werde. Womit wir nicht etwa dartun wollen, daß die Branchendienstler nicht Deutsch können,. sondern bloß, daß die Pleitegeier nun schon anfangen, den anderen Krähen die Augen auszuhacken.

Der Mann in seinem Kabinett, der lieber mit der Atombombe winkte als mit der Friedenstaube, mußte seinen Hut nehmen." Das stand in der **„Hamburger Morgenpost".** Aber die erscheint ja doch nur noch um die „Aufgespießt"-, „Fundsache"- und „Hohlspiegel"-Rubriken der Konkurrenz mit Heiterem zu füllen.

Hamburger Szene: „Die Zigarettenindustrie hilft der Gesundheitsbehörde: Das nicht mehr benötigte Gebäude des Forschungsinstituts der Zigarettenindustrie wurde der Stadt zur Gratis-Nutzung für 20 Jahre angeboten. Die Behörde möchte dort die Anstalt für Hygiene unterbringen . . ." Eine kleine Gegengabe. Sonst stellt immer nur die Gesundheitsbehörde ihre Gebäude der Zigarettenindustrie zur Verfügung. Für die nicht mehr benötigten Raucher.

Was die Braut ist für die Trauung, ist Bullrichsalz für die Verdauung. Und was ist was für die Krise des Kapitalismus? Die **„Welt"** stellt vor: „Stimulanspaketes", ein Mittel, das jetzt angeblich von der schwedischen Regierung zum Reihenversuch freigegeben wurde. Mit Hilfe dieses „neuen Stimulanspaketes" soll das „Tief über Schweden" von „der Durststrecke" gebracht werden. Schon jetzt geben selbst Kritiker des neuen Wirkstoffes zu, daß „Stimulanspaketes" keinerlei schädliche Nebenwirkungen hat. Hauptwirkungen freilich auch nicht.

Unfallmeldung in der „Westdeutschen Allgemeinen": „Ein mit zwei Personen besetzter VW-Kombiwagen wurde von einem plötzlich abbiegenden amerikanischen Panzer zermalmt." Auch der „Bild"-Zeitung passierte ein Unfall, doch dort „raste ein VW-Bus gegen einen langsam fahrenden Bergungspanzer der Amerikaner". Beides geschah in Ansbach, am selben Tag, an derselben Stelle und erhöhte die Zahl der Todesopfer beim NATO-Manöver „Reforger '75" auf zehn. Was den Generalinspekteur der Bundeswehr, Admiral **Armin Zimmermann,** zu der Bemerkung veranlaßte, die Übung habe eine „glaubhafte Abschreckung" demonstriert. Und uns zu der Frage, warum Admirale, wenn sie schon zu Lande operieren, nicht auch mal in so einem VW-Bus sitzen können.

Tod im Pardo

von Herbert Kremp

Franco erleidet das Sterben

der Ungleichheit:

Lang, steil abfallend,
vor dem Verschwinden
wieder auftauchend,
wie Rauch verwehend -
eine sich quälend
dahinziehende Fermate.
Es ist nicht der Tod
in der Arena des täglichen Lebens.
Es ist, so scheint es,
das Aushauchen
eines historischen Atems.

Der Tod im Pardo trägt
ein byzantinisches Gewand.
Mit prozessionsartiger Langsamkeit
durchschreitet er den Palast.
Die Verkleidung,
ihm sonst lästig,
hat einen Grund, den er
gelegentlich berücksichtigen muß:
Die Löwenherzen
unter den Menschen
sind nicht leicht zur Ruhe
zu bringen.

Er denkt an das Sterben
Churchills, de Gaulles, Adenauers.
Es war so schwer
und schmerzensreich,
weil er sich nicht nur
an der menschlichen Person
vollzog.
Jeder Tod
ist natürlich persönlich,
aber manche Person
ist eine Institution.
Mao Tse-tung
stirbt seit vielen Jahren

Den kraftvollen Geist
friert nicht
im Angesicht des Todes.
Aber er denkt an die Armen,

die er im ungeordneten Leben
zurücklassen muß.
Sie dauern ihn.
Um die Ordnung
fürchtet er.
Immer ist es
bei diesem Sterben so,
als verschwände
eine Säule.

Dieser Text, an dem wir kein Wort verändert, hinzugefügt oder weggelassen haben, erschien in Prosaform am 25. Oktober 1975 in der Springer-Tageszeitung „Die Welt". Der Lyriker und Chefredakteur Herbert Kremp widmete es dem Mann, der Zigtausende Todesurteile unterschrieb, Tausende Demokraten foltern und ermorden ließ. KONKRET hofft, daß Kremps Krankenbett-Lyrik auf dem Weg von der Drucklegung bis zum Kiosk zur Grabrede wird, oder kürzer: daß das Schwein bis dahin endlich verreckt ist.

Konkret 12/75, S. 32

Chile nach dem Putsch 10. Folge

Daß und wie die US-amerikanischen Multis, die CIA und Militärs am Putsch gegen Allende beteiligt waren, daß und wie sie das Folter-Regime Pinochet installierten und seither unterstützen, ist inzwischen überall bekannt. lm dunkeln blieb der Anteil, mit dem sich die bundesdeutsche Fraktion der reaktionären Internationale an der Faschisierung Chiles beteiligte.

Daß sie mitgemischt hat und noch weiter mitmischt, schien angesichts ihrer ökonomischen und politischen Stärke stets gewiß. KONKRET stellt zwei ihrer wichtigsten Gruppierungen vor: den „Deutsch-Chilenischen Freundeskreis e. V." und die Führer der 300 000 Chilenen deutscher Abstammung.

Der Freundeskreis wurde vor zehn Jahren gegründet. Sein Vorsitzender ist der chilenische Konsul in Bayern und Baden-Württemberg, Dr. Fritz Bobmüller, der den Pinochet-Putsch einen „erforderlichen Akt der Notwehr" nennt. Im Präsidium sitzt der frühere Heeresinspekteur Albert Schnez, im Kuratorium sitzen die CDU-MdB Heinrich Gewandt und Knut Freiherr von Kühlmann-Stumm, aber auch Dr. Lothar Lahn, Ministerialdirektor im Bonner Auswärtigen Amt.

Zur Mitglieder-Prominenz gehören Dr. Rudolf Baetzgen (Ministerialdirektor im Bonner Wirtschaftsministerium), Prof. Lothar Bossle (einst SPD, jetzt CSU-Berater), Günter Diehl (Bonner Botschafter in Indien), Martin Horstmeier (CDU-MdB), Uwe Köster (Brigadegeneral a. D.), Heinz Kühnle (Vizeadmiral a. D.), Erich Mende (CDU-MdB), Werner Panitzki (Luftwaffeninspekteur a. D.), Karl Adolf Zenker (Vizeadmiral a. D.). Dazu kommen Angehörige der Deutschen Bank, der Deutschen Lufthansa, der Klöckner-Humboldt

Deutz AG, Gerling & Co, Kühne & Nagel, Salzgitter AG.

Auf der anderen, chilenischen Seite machen vor allem Vertreter der Pinochet-Junta und ihres auswärtigen Dienstes, der chilenischen Putsch-Armee und der Exportindustrie mit.

Sein letztes demokratisches Mitglied verlor der Freundeskreis am 24. Oktober 1973, als der Vorsitzende Bobmüller diesen Brief erhielt: Matthöfers Absage war die Aufforderung des Freundeskreises vorausgegangen, Spenden für eine „Chile-Hilfe" mit „rein caritativem Charakter" zu sammeln. Als genug Geld beisammen war, wurde es „in einem schlichten Feierakt" (Bohmüller) dem Junta-General Mendoza überreicht.

Bobmüller und sein Freundeskreis verstehen sich aber auch als Hilfsorgan der „Deutsch-Chilenen", deren Führung eine der stärksten Stützen Pinochets ist. So ließ Bobmüller an seine Mitglieder und potente Wirtschaftsführer ein Dokument verschicken, dessen Unterschriften zuvor im bundesdeutschen Konsulat von Osorno von Konsul Helmut Schilling beglaubigt worden waren. Auch Schilling ist natürlich Mitglied des Freundeskreises. KONKRET druckt das Dokument.

Konkret 12/75, S. 34

Peggy Parnass

□ Vielleicht kommt er schon in sieben Jahren raus..:□

Jedesmal, wenn ich ins Gericht gehe, bin ich heilfroh, zufällig nicht die Angeklagte zu sein. Beim Gedanken, meine Freunde nicht jederzeit sehen, sprechen und anfassen zu können, läuft's mir eiskalt den Rücken rauf und runter. Immer stelle ich mir vor, wie es wäre, eingesperrt zu sein. Bis mir der Gedanke kommt - wie frei ist man draußen, wenn der, den man liebt, auf Jahre hinaus so gut wie unerreichbar, sitzt?

Hannelore Bauer wäre mit ihren 23 Jahren ein junges, munteres Ding. Hätte sie nicht schon zuviel Schwierigkeiten gehabt. Jetzt wirkt sie, trotz einer gewissen Kindlichkeit, verbraucht. Tiefe Ränder unter den schweren schwarzen Augen. Sie selbst, ihre karierte Schürzenbluse und der enge Wohnlagerraum sind pieksauber. Nicht einfach, ohne Küche, ohne Bad. Waschen, Wäschetrocknen, Bügeln, Kochen und Schlafen im gleichen Raum. Wie alle Frauen dort muß sie das Wasser in einer Schüssel aus dem Treppenhaus holen. Auch das Klo ist auf der Treppe. Überall in Kisten und Kästen Kinderspielzeug. Schaukelpferd und Dreirad.

Ich freue mich, daß keine plärrenden Kinder unser Gespräch stören. *Sie* nicht. Ich schäme mich, als sie sagt: „Ich versuch ja alles, um meine beiden Kinder wiederzukriegen. Die sind jetzt zwei und drei Jahre alt. Ich hab sie nur ins Heim gegeben, weil ich arbeiten gehen muß, um die ganzen Schulden zu zahlen. Wir hatten ja einen Kredit aufgenommen, als wir heirateten. Die kommen immer gleich und pfänden, wenn man nicht zahlen kann. Und ich möchte doch, daß alles in Ordnung kommt, wenn Wolfgang wieder rauskommt. Ich finde, da verträgt man sich auch besser, wenn man keine Schulden hat."

Seit vier Jahren ist Hannelore verheiratet. Seit zwei Jahren Witwe auf Zeit. Ihr Mann wurde wegen Einbruchs zu 42 Monaten verurteilt.

„Habt ihr gleich hier gewohnt?"

„Nee, erst hatten wir eine eigene Wohnung für 190 Mark. Und dann sollten wir plötzlich 390 zahlen. Gleich, nachdem wir alles renoviert hatten. Die Küche gekachelt, Toilette hochgezogen und Bad. Weil wir die neue Miete nicht zahlen konnten, sind wir wieder ausgezogen."

„Konntet ihr euch nicht wehren?"

„Haben wir nicht gemacht. Da war alles so schwierig, daß ich mich scheiden lassen wollte. Wir haben uns aber versöhnt, und da wurde ich gleich wieder schwanger. Was er getan hat, war, als wir nicht zusammen waren. Er würde mir jetzt gerne helfen, aber das kann er ja nicht. Im Gefängnis arbeitet er in der Tischlerei. Ganz normal. Aber dafür kriegt er nur 2 Mark am Tag. 1,60 für Einkauf und 40 Pfennig für die Entlassung."

„Wann wird er denn entlassen?"

„Weiß ich nicht. Ich glaub, er muß jetzt länger sitzen, weil er Knasturlaub hatte und dann nicht pünktlich wieder reinging. Er wollte draußen bleiben. Weil er Angst hatte, mich zu verlieren."

„Das kann ich mir vorstellen. Du bist ja jung und siehst gut aus. Wie schaffst du's denn so ganz alleine?"

„Nicht so gut. Hier ist immer ordentlich was los. Andauernd Peterwagen und Krankenwagen. Und Krach. Wochenends ist's am schlimmsten. Obwohl, die nebenan sind nett zu mir."

Mann, ist hier alles trostlos. Ich sag: ‚Es ist kalt hier. Ich kann ja kaum den Schreiber halten."

Sie zuckt die Schultern: „Ich kann hier nur elektrisch heizen, und das ist wahnsinnig teuer."

„Willst du hier nicht wieder raus?"

„Doch, aber es ist schlecht, eine Wohnung zu kriegen, wenn man sagt, man kommt aus dem Lager."

Sie ist ziemlich hilflos ohne ihren Mann. Hat auch Schulden, weil sie sich von Drückern und ähnlichen übers Ohr hauen läßt.

„Siehst du denn deine Kinder ab und zu?"

„Sooft ich darf. Das ist nur alle 14 Tage. Von halb zwei bis halb sechs darf man. Aber ich kann nur von halb drei bis Viertel nach vier. Wegen der schlechten Busverbindung."

„Dann machst du also dauernd deine Besuche im Heim und im Knast?"

Traurig: „Ja. Aber wenn ich die Lütten im Heim besuch, laufen die eher zur Schwester hin. Der Große ist schüchtern geworden."

„Hältst du es aus, so lange zu warten?"

„Ja. Mein Mann ist zu mir besser geworden. Und schreibt ganz oft. Ich lerne schon mal andre kennen. Und einer würd mich gern heiraten. Aber ich möcht lieber bei meinem Mami bleiben, weil ich doch so gut mit ihm sprechen kann."

Wenn er irgendwann wieder rauskommt. Ich war schon mal in diesem fürchterlichen Lager. Vor genau drei Jahren. Um die völlig gebrochene *Gertrud Saworra*, deren Mann gerade wegen fahrlässiger Tötung und Mordversuchs zu 15 Jahren verurteilt worden war, zu besuchen. Und zu trösten. Eine Frau, die mich damals schon durch die Heftigkeit ihrer Gefühle stark beeindruckte.

Jetzt sehe ich sie und ihre drei Söhne zum erstenmal wieder. Alle sehr verändert. Die Jungs drei Jahre größer. Die rothaarige Gertrud mit den klargrünen Augen drei Jahre selbstbewußter. In einer modernen 4-Zimmer-Wohnung am Stadtrand. So bürgerlich übersauber wie bei allen Knastwitwen, die ich sah. Die Wände voll mit bunten Bildern und erstaunlich schönen Kupferarbeiten ihres Mannes. Sie strahlt und wird rot, als sie sagt: „Das hat Heinz alles für mich im Gefängnis gemacht."

Gertrud, jetzt 35; brachte vier Söhne aus erster Ehe mit in die neue Ehe. Sie wohnten mit den Kindern in einem 15 qm großen Gartenhäuschen. Es war die ganz große Liebe. Beide waren zum erstenmal in ihrem Leben glücklich. „Das war sehr, sehr schön, war das. Er liebte alle Kinder. Den Kleinsten, Jerry, am meisten."

Als er wegen Einbruchs und Hehlerei gesucht wurde, floh er mit seiner neuen Familie Hals über Kopf nach Spanien. „Natürlich hatte ich Angst. Aber ich sagte mir, leben kann man überall. Bevor er ins Gefängnis *zieht.* Dann wurde es ganz schlimm. Erst wurde Jerry in einem Dorf überfahren, als er einer Katze nachlief. Ich mußte ins Krankenhaus. Und Heinz fühlte sich an allem schuldig. Wir zelteten die ganze Zeit. Das Geld ging uns aus. An unserer Liebe hat das nichts geändert. Aber wir waren beide nervlich natürlich völlig am Ende. Wir wollten arbeiten. Aber das klappte ohne Papiere nicht. Ich fuhr nach drei Monaten nach Deutschland zurück. Um für uns alle Geld zu verdienen. Heinz kam nach, um bei mir zu sein. Obwohl es so gefährlich für ihn war."

Bei seiner Festnahme kurz darauf lösten sich die Schüsse, die zwei Polizisten trafen. Gertrud mit gesenktem Kopf: „Nun war alles plötzlich sinnlos geworden. Ich hatte mein Kind verloren für etwas, was ganz sinnlos war."

Gertrud wurde verhört. Belästigt. Geriet in Verruf. Verlor eine Arbeit nach der andern. Sogar die als Putzfrau. Weil ständig neue diffamierende Artikel erschienen. Es war ja ein Sensationsprozeß mit *Lynchstimmung.*

Gertrud machte mehrere Selbstmordversuche. Als das ihrem eingesperrten Heinz zu Ohren kam, wollte er zu ihr fliehen. Seine daraufhin verschärfte Haft wirkte sich auch auf seine Frau aus. Sie durfte ihn nur selten sehen. „Immer nur 20 Minuten. Mit fünf Bewachern dabei. Kuß und Anfassen verboten. Als ob er ein wildes Tier wäre. Und ich weiß doch, was für ein guter Mensch er ist."

Im Lager nahm sich eine benachbarte Zigeunerfamilie ihrer an. Sonst würde sie heute nicht mehr leben. Ohne Gegenleistung wurden sie und die Kinder vier Monate von den Zigeunern ernährt.

„Ich habe mich dann von Heinz scheiden lassen. Er konnte sich ja nicht wehren. Ich dachte, das wär nötig, um neu anfangen zu können. Und weil ich mit den Dingen nicht mehr fertig wurde. Er bekam nur 30 Pfennig pro Tag für seine Arbeit. Das reicht ja nicht mal für Briefmarken. Und er wollte Kurse belegen. Um seinen Volksschulabschluß zu machen. Und die mittlere Reife. Die Jahre früher hat man ihn immer ins Gefängnis gesteckt und genauso dumm wieder rausgelassen. Nun brauchte er Bücher und Material. Und Geld für die Kurse. Das geht ja nur, wenn seine Frau das alles bezahlt. Und ich konnte nicht."

„Aber ich konnte Heinz nie vergessen. Meine Jungs auch nicht. Er fehlt ihnen so, weil er immer so gut zu ihnen war."

Die Zigeuner verhalfen ihr später auch zu der jetzigen Sozialwohnung. Und zu ihrem neuen Beruf. Dankbar sagt sie: „Ich war ja nicht vorbestraft. Aber durch die Sache *vorbelastet. Daß* die mich trotzdem angestellt haben, muß ich ihnen hoch

anrechnen." Wer hat sie denn so hochherzig angestellt? Ein Altenpflegeheim. Da kriegt man schwer genug Personal. Was sie macht, ist sonst Strafarbeit für Kriegsdienstverweigerer. Gertrud: „Da ist soviel Elend und Leid. Krebskranke, offene Wunden . . . Da wird man richtig gebraucht."

Ich erinnere mich; sie wollte eigentlich als Mädchen Krankenschwester werden. „Ich konnte aber das ganze Leid, das es dort zu sehen gab, nicht verkraften." Damals ist sie weggelaufen vor dem Leid. Jetzt sucht sie es.

„Hast du einen langen Arbeitstag?"

„Ja schon. Aber das ist nicht so schlimm. Ich steh jeden Tag um vier Uhr auf. Von vier bis fünf lerne ich, um Stationsschwester zu werden. Von fünf bis sechs bereite ich das Essen für die Kinder vor. Eine Stunde Fußweg hab ich dann zur Arbeit. Bis abends um sieben arbeite ich. Und dann geh ich wieder eine Stunde zurück. Um acht fange ich dann an, die Wohnung sauberzumachen, Geschirr und Wäsche zu waschen und mich mit den Kindern zu unterhalten. An meinem freien Tag kauf ich für die ganze Woche ein."

„In einem Jahr, wenn ich Stationsschwester bin, fang ich mit dem großen Kursus an. Der dauert zwei Jahre. Dann bin ich Oberschwester. Wenn ein Posten frei ist." „Heinz und ich sind wieder richtig zusammen. Also, wir schreiben viele Briefe. Und ich besuch ihn, sooft ich darf. Seit der neue Anstaltsleiter da ist, wird er auch besser behandelt. Und ist nicht mehr so nervös. Er schreibt in der Gefängniszeitung und lernt viel."

Hältst du es aus, ohne Mann auf ihn zu warten?"

„Ja. Jetzt ist es ja nicht mehr so lange. Wenn er nur zwei Drittel absitzen muß, kommt er vielleicht schon in sechs, sieben Jahren raus."

Und ich gucke schon dumm, wenn meiner eine Viertelstunde zu spät kommt.

Barbara Schneider, 32 Jahre, besuche ich ein paarmal im Studentenwohnheim. Auf Anhieb unterscheidet sich das aparte Mädchen durch nichts von den andern. Wäre sie nicht so scheu. So geduckt. Sie studiert Medizin. Wie schon vor etlichen Jahren, als ihr Michael begegnete. „Weich, schwach, zärtlich, romantisch und sehr schön war er."

Sensibel waren beide. Sie gab sofort nach der Heirat ihr Studium „vorübergehend" auf. Sie wurde Sprechstundenhilfe, um sein Jurastudium zu finanzieren. Nach einigen Jahren hörte er an der Uni auf. Um .,freier Schriftsteller" zu werden.

„Seine Gedichte waren auch sehr schön. Sie wurden nur nie gedruckt. Ich dachte, daß er mich betrügt, weil er mich so vernachlässigte. Ich lauerte ihm immer öfter auf. Bis ich dahinterkam, daß er sich Kindern näherte. Meistens Jungen. Er bat mich, bei ihm zu bleiben. Geduldig zu sein. Ihm Kraft zu geben, gegen seine Schwäche anzugehen. Ich war glücklich, daß er mich wieder als Mensch, nicht nur zum Geldverdienen brauchte. Bis er festgenommen wurde. Weil er ein Kind aus Angst vor Entdeckung umgebracht hatte. Auch aus Angst vor mir."

„Die ganze Stadt half bei der Suche nach dem Täter. Es wirbelte sehr viel Staub auf. Du kannst dir denken, wie es in einer katholischen Kleinstadt ist. Ich wagte mich nicht mehr zum Einkaufen. Sogar Freunde und Verwandte tuschelten darüber, daß ich als Frau wohl nichts taugen könnte. Sonst wäre es doch nie so weit gekommen. Mein Chef bat mich, zu kündigen. Und meinte, seine Patienten würden meinetwegen wegbleiben. Sogar bei den Besuchen im Gefängnis spürte ich die Verachtung der Gefangenen und Wärter. Mein Schuldgefühl steigerte sich. Bis ich total zusammenbrach. Erst in einer Nervenklinik, nach zwei Selbstmordversuchen wurde mir geholfen: Ich habe mich dann auf Anraten der Ärzte scheiden lassen. Und bin aus unserer Stadt weggezogen. Schreiben tu' ich ihm trotzdem noch. Weil er niemanden hat. Wie einem Bruder."

„Hast du inzwischen wieder Beziehungen zu Männern?"

„Nein. Oh nein! Das nicht. Aber ich spreche schon mit Leuten."

Ingrid Mertens, 38 Jahre, besuchte ich in Hannover. Ihr Mann, der von seinen 15 Jahren erst sechs abgesessen hat, bat mich, zu ihr zu fahren. Von ihm wußte ich auch schon, daß ihr jüngstes Kind erst ein halbes Jahr alt ist. Und daß er bereit ist, es als seins anzusehen. Ingrid, schlicht gekleidet, Brillenträgerin, das braune Haar zu einem Pferdeschwanz streng nach hinten gekämmt, wirkt alles andere als frivol. Erst als sie sich mit mir unterhält, merke ich, wie schön Augen und Mund sind. Wie lustig die Grübchen. Und stelle mir vor, wie mädchenhaft weich sie aussehen muß, wenn die langen Haare locker ums Gesicht fallen. Als ich ihr das sage, lacht sie: „Das geht doch nicht! Aber ich hab mir die Haare färben lassen, weil mein Mann das neulich wollte. Ich bin ja, seitdem er weg ist, ganz grau geworden."

Die Wohnung ist frisch renoviert. Auch das wußte ich schon vorher. Von ihrem Mann, der mir recht bitter erzählt hatte, daß ihr der andere, der in Freiheit, ja mit all solchen Dingen geholfen habe. Sie druckst herum. Wie auch am Telefon.

Ich sage: „Vor mir mußt du dich nicht fremd fühlen. .Und dich erst recht nicht schämen."

„Wenn man nicht so oft auf Ablehnung stieße, würde man ja eher alles erzählen."

„Kein Mensch hat ein Recht, dich abzulehnen. Du bist sehr viel treuer gewesen als die meisten Eheleute."

Sie kommt in Fahrt: „Die ersten drei Jahre war ich ja auch immer ganz allein. Mit den Kindern. Nie hatte ich Erwachsene zur Unterhaltung. Die andern Ehepaare haben sich alle praktisch zurückgezogen. Als Verkäuferin konnte ich ja nicht arbeiten mit den vielen Kindern im Haus. Mit meinem Beruf hätt' ich sie sowieso nicht ernähren können. Nur vernachlässigt wären sie dann gewesen. Das Sozialamt hat uns geholfen. Ich kann sehr gut mit Geld umgehen. Mit meinem Mann war das anders. Der war als Buchhalter und Familienvater Klasse. Nur durch das Spielen kam er so herunter. Und durch Mädchen. Er brauchte wohl die Spannung damals. Ich liebe ihn sehr. Und habe ihn die ganzen Jahre immer besucht. Obwohl er nicht in Hannover sitzt."

„Zuerst ist mir das bestimmt sehr schwer gefallen. Gott, wenn man das Gebäude so sieht. Jedesmal war ich fast sechs Stunden unterwegs, nur um eine halbe Stunde bei ihm zu sein. Anfangs war auch immer ein Bewacher dabei. Jetzt ist der Weg zwar genauso lang. Aber ich darf ihn l'Iz Stunden im Kirchenraum bei Kaffee und Kuchen besuchen. Und das Sozialamt zahlt einmal im Monat die Fahrt. Wegen der Familienzusammenführung. Das ist auch neu." „Wenn nicht nach Jahren ein Bekannter meines Mannes gekommen wäre, um nach uns zu sehen, hätt' ich bis zu seiner Entlassung bestimmt wie eine Nonne gelebt. Denn ich ging ja nie aus. Und wollte auch niemanden kennenlernen. Nun half der Bekannte mir aber an allen Ecken und Kanten. Bei Reparaturen und allem. Und war sehr gut zu den Kindern. Da ergab sich das so. Er würd mich gerne heiraten. Aber er weiß, daß ich meinen Mann gern hab und daß ich auf ihn warte. Mein Mann ist eine sehr starke Persönlichkeit. Auch im Gefängnis hält er Kurse ab. Die Kinder brauchen ihn zu ihrer geistigen Unterstützung."

„Ich hab meinem Mann nie von dem andern erzählt. Um ihn nicht zu beunruhigen. Ich habe ihm auch immer weiter geschrieben. Und ihn besucht. Bis ich im achten Monat war. Ohne daß ihm was auffiel. Ich war ja sehr unglücklich und sehr durcheinander. Mit einer Abtreibung hatte es nicht geklappt."

„Hat dir keiner helfen können?"

„Nein. Der Fürsorgerin mochte ich mich auch nicht anvertrauen. Mir war das peinlich. Jetzt weiß mein Mann alles. Und hat mir verziehen. Die Kleine darf ich auch behalten. Nur mit meinem Bekannten darf ich nicht mehr zusammenkommen. Nicht mal am Telefon. Weil mein Mann die nächsten Jahre dann keine ruhige Minute mehr hätte. Jetzt will er ja nur noch mich."

Schuldbewußt sag ich zu Ingrid: „Du, ich muß jetzt gehen. Ich bin in Hamburg verabredet."

Mein Gott, bin ich froh, relativ frei zu sein. Mit meinem relativ freien Freund.

Einer Witwe wünscht jeder, daß sie sich fängt. Daß sie nicht nur in der Vergangenheit lebt. Von der Witwe auf Zeit verlangt man, daß sie aufgrund der Vergangenheit mit einem Mann - egal, wie die Zeit mit ihm war- nur auf die mögliche Zukunft mit ihm hinlebt. Man erwartet von ihr, daß sie ihre Sexualität 5, 10, 15 Jahre oder länger vergißt. Außer acht lassend, daß sie, wenn ihr Mann mit Nachholbedarf rauskommt, welk ist. Man erwartet, daß für sie all die Jahre der weggesperrte Mann, der sie früher vielleicht geschlagen, betrogen, Biergestank und Ängsten ausgesetzt hat, reizvoller ist als alle, die auf der Straße rumlaufen. Die Rechnung geht sogar auf. Denn der Gefangene hat Zeit, seine Frau und ihre Anhänglichkeit schätzenzulernen. Er ist in der tat auf Jahre hinaus der einzige Mann der Welt, der keine Gelegenheit hat, sie zu enttäuschen. Sie erhält von ihm, was sie sich früher nicht zu wünschen wagte: Liebesbriefe, Gedichte, Bilder. Mit tausend Zärtlichkeiten. Selbstgebasteltes. Versprechungen. Anteilnahme. Und die zwangsläufige Treue.

Konkret 12/75, S. 37

Franz Xaver Kroetz

Der „Fall" Seghers

kultur konkret

Als der Luchterhand-Verlag 1962 anfing, die Werke von Anna Seghers in der Bundesrepublik zu publizieren, setzte in der bürgerlichen Presse eine Verleumdungskampagne gegen die kommunistische Dichterin ein. Bis heute hat es der Kulturbetrieb der BRD verstanden, Anna Seghers die Anerkennung zu versagen, die dieser großen Schriftstellerin gebührt. Am 19. November ist sie 75 Jahre alt geworden. In ihrer Geburtsstadt Mainz wurden ein bereits vorbereiteter Festakt und eine Ausstellung wieder abgesagt. Erklärung des Oberbürgermeisters Jockel Fuchs (SPD): Die Stadt will sich nicht in Konkurrenz zu einer von der DKP veranstalteten Ausstellung in der Mainzer Anna-Seghers-Buchhandlung setzen. Scheiterte die Verleihung der Ehrenbürgerschaft an Anna Seghers 1970 an den Gegenstimmen der CDU, wird die Absage der Ausstellung jetzt von allen drei im Mainzer Stadtparlament vertretenen Parteien gefordert.

Der „Fall" Seghers, der „Fall" Staeck, der „Fall" der Münchner Theater-Gruppe „Rote Rübe", der zum zweitenmal aus politischen Gründen Zuschüsse für die Teilnahme an einem internationalen Theatertreffen (diesmal in Wrocslaw) verweigert wurden, zeigen, daß Antikommunismus für die offizielle Kulturpolitik unseres Landes bestimmend geblieben ist. Hier noch ein Beispiel, das mich selbst betrifft: In Passau hat der CSU-Stadtrat Anfang November schon geplante Aufführungen meines Stückes „Oberösterreich" vom südostbayerischen Städtetheater wieder aus dem Spielplan gestrichen. Begründung: Ich sei Kommunist.

Konkret 12/75, S. 37

kultur konkret

Dem Hinweis des ,.Spiegel" folgend, bei Harry Horror, dem Interpreten des Honka-Songs „Gern hab ich die Frau'n gesägt", handele es sich um ein Pseudonym, recherchierte KONKRET: Textautor und Produzent ist Ulf Krüger, Chef der inzwischen aufgelösten Lieblingsgruppe von Hamburgs Bürgermeister Klose, „Leinemann". Eingeweide Kreise vermuten ihn auch als Sänger. Die Plattenfirma RCA verteidigt die makabre und zynische Geschmacklosigkeit von „Gern hab ich die Frau'n gesägt" als „Karikatur", auf die Berichterstattung in der Bild-Zeitung. „Das Kapital", Band 1, gibt eine plausiblere Erklärung: „Das Kapital hat einen Horror vor Abwesenheit von Profit oder sehr kleinem Profit." Wann gibt's Hildes Krebs als Doppelalbum?

Sauspiel

Da komme mal einer und behaupte, es gäbe kein „richtiges" Theater mehr. Ein Theater, das einem gute Laune und brauchbare Erkenntnis liefert. „Das Sauspiel", Martin Walsers neuestes Stück, ist solches Theater. Mikis Theodorakis komponierte die Musik, Alfred Kirchner, von Walser unterstützt, inszenierte das Stück; die Uraufführung findet im Dezember am Deutschen Schaupielhaus Hamburg statt. Obgleich die Zuschauer doch „Szenen aus dem 16. Jahrhundert" vorgesetzt bekommen -so der Untertitel - werden sie vertrackt an die Gegenwart erinnert. Dafür sorgt nicht allein Walsers Regieanweisung („Keine historischen Kostüme"), auch nicht nur, daß Goethes Faust hier als Montanexperte und Forschungsleiter eines Instituts für Verfahrenstechnik auftritt, dafür sorgen vor allem Begriffe wie Inflation, Reallohn, Berufsverbot, von denen in Pfinzings, Dürers, Pirckheimers und Melanchthons Streitgesprächen die Rede ist. „Das Sauspiel ist ein Zeitstück, das ganz aus dem Material der Geschichte gearbeitet ist", sagt Walser. Seine Hauptfigur, der Liedermacher Jörg Graf, taucht tatsächlich etwa siebzehnmal in den vergilbten Ratserlässen der Stadt Nürnberg auf. Die dreiundzwanzig Aufzüge dieser historischen Revue spielen in den Jahren 1525, 1526 und 1527, vorm Hintergrund des verlorenen Bauernkrieges; der Widerstand der Bauern, der Plebejer, lebt im Verborgenen weiter, vor allem in der Bewegung der Wiedertäufer. In welches Lager schlägt sich der Künstler-Kleinbürger Jörg Graf? Ins Lager der beharrenden oder der reformerischen Kräfte oder sogar ins Lager derjenigen, die noch weiter wollen, der Revolutionäre? Wie verhält sich Graf, der zugleich Volkssänger ist und Stadtkomponist? Er stellt sich blind, taktiert zwischen Luther, Pirckheimer, Paracelsus und Markus, dem Wiedertäufer, hin und her. Das führt zu seinem dramatischen Untergang, zu seiner Blendung. „Der sich blind gestellt hat, wird blind gemacht" (Walser).

Nathias Neutert

Sparstrumpf . . .

Ohne Angabe von Gründen hat das Familienministerium seinen jährlichen Zuschuß für KUNO gestrichen. KUNO ist eine vor zehn Jahren unter Beteiligung von Bund und Ländern gegründete Förderungsaktion für Kinder- und Jugendfilme, ist der einzige nichtkommerzielle Kinderfilmverleih in der Bundesrepublik .

. . . **als Maske**

„Als Film ist das vorliegende Erzeugnis unerheblich", urteilte die Wiesbadener Filmbewertungsstelle über die Arbeit der beiden Münchner Filmemacher Bajog und Sabrautzky, „Protokoll". Obwohl er als einziger bundesdeutscher Beitrag bei den diesjährigen Oberhausener Kurzfilmtagen eine lobende Anerkennung" und beim internationalen Festival in Grenoble einen der Hauptpreise erhielt, fragt sich der Vorsitzende des Bewertungsausschusses, Dr. Theo Fürstenau, „wie weit dieser Film als Film überhaupt zur Diskussion stehen kann". Thema von „Protokoll": die Berufsverbote.

Geschenk-Tip:

Einen Kalender mit 14 großformatigen Originalgraphiken hat die Hamburger „Gruppe Werkstatt" zusammengestellt. Ein Teil der Auflage wird handsigniert zum Preis von 50 Mark verkauft, damit der größere Teil, unter Selbstkostenpreis, für 25 Mark, die eigentliche Zielgruppe, junge Arbeiter und Lehrlinge, erreichen kann. Auskunft und Bestellungen bei: Christoph Krämer, 2 Hamburg 13, Jungfrauenthal 22.

Das Buch wird entfesselt

Die seltsamen Sprüche des Wirtschaftsministers Friderichs zur Eröffnung der Frankfurter Buchmesse („Das Buch wirkt leistungssteigernd und wachstumsfördernd") erhalten nachträglich einen handfesten Hintergrund. Beispiel Hoffmann und Campe: Ohne Angaben über Inhalt, Autor und Titel eines Buches gemacht zu haben, das erst im kommenden Frühjahr erscheinen wird, hat der Hamburger Verlag bereits Bestellungen für über 160 000 Exemplare vorliegen. Allein die Ankündigung, es handele sich um ein „Gebrauchsbuch für jeden Haushalt" und es werde bei einem Umfang von 300 Seiten nicht 40, sondern nur 9,80 DM kosten, genügte Buchhändlern und Grossisten für die Order. Der Dumping-Preis wird durch einen ungenannten „Markenartikel-Konzern" ermöglicht, der 1,8 Millionen Mark aus seinem Werbeetat in das geheimnisvolle Objekt investieren will. Vermutungen des Branchendienstes „text-intern", es handele sich hierbei um den Zigarettenkonzern BAT, hat Hoffmann und Campe bisher nicht ausdrücklich dementiert. Immerhin hat BAT auf diesem Sektor schon Erfahrungen sammeln können: Anfang November erschien eine Broschüre „zuhause - mach's selbst", die von HB gesponsert wird. Noch einmal Friderichs: „Es ist atemberaubend zu sehen, welche wirtschaftlichen Kräfte das Buch entfesseln kann."

Walzer links 'rum

Micha Schilling zum Bildband „Magie Hollywood" von Manfred Bockelmann (Verlag R. S. Schulz, 248 Seiten, 20 Mark)

Wieder mal so ein Super-Duper-Pop-Op-Bilderbuch mit stilvoll geflattertem Feuilleton-Behext in englisch und deutsch (den ich zweisprachig nicht gelesen habe), eine Fotosammlung, die man gern ansieht, weil man die Fotografierten schon so oft fotografiert gesehen hat: Marlon Brando, Gart' Cooper, Greta Garbo, James Dean, Rita Hayworth . . .Natürlich auch, auf Seite 63, Fred Astaue, einmal 1936, einmal heute. Wie der Alte guckt, wie der Junge springt, tanzt, wie ein Korkenzieher gedreht, im wegweisenden Zeigefinger noch den Rhythmus, die Lebensfreude und die Lust der Musik, erinnernd an „The Gay Divorcee" und „Easter Parade", wo er uns, den motorisch Gestörten, deren Körper gerade noch dazu taugt, bei Rot zu stehen und bei Grün zu gehen, ach was: die andere Straßenseite zu erreichen, wo er uns Zivilisationskrüppeln zeigt, wie frei und seiner selbst sicher ein menschlicher Körper sich bewegen kann, wie er sprechen und lachen und leiden kann im Knick einer Hüfte und im Schnellen eines Beins. Wir haben uns daran gewöhnt,, Unterdrückung in Graden falschen Bewußtseins und psychischen Leidens zu messen, und haben vergessen, daß der aufrechte Gang auch eine physische Dimension hat. Hollywood ist neben vielem anderm auch ein Ort, an dem kapitalistische Produktion Perfektion erreicht. Und da perfekt soviel heißt wie vollendet, scheint durch die Meisterleistungen von Hollywood zuzeiten eine neue, systemüberwindende Qualität. Und so können wir im tanzenden Fred Astaire für Augenblicke eine vorweggenommene bessere Wirklichkeit erkennen, die Idee vom menschlichen Körper. Kurzum: Verglichen mit dem Godesberger Programm ist Fred Astaires Walzerschritt ziemlich sozialistisch.

Konkret 12/75, S. 38

Dieter Dehm

Ja aaaaber? Aber jaaaa!

Lerryn, „der Sänger mit den besseren Liedern", über eine Platte und ein Buch zum Thema Portugal:

Mancher von den deutschen Liedermachern, die schon einmal gegen „diese Welt" angesungen oder „für Frieden und Freiheit aller Menschen" geschluchzt haben, gerät auf die berüchtigte Frage, welche Wirkung eigentlich von Liedern ausgeht, ins Stammeln.

Und sind auch nicht mehr alle Zwischentöne nur Krampf im Klassenkampf, so ist hierzulande bisher noch kein Versuch gelungen, ein linkes Massenlied zu schreiben.

Wenige Lieder, wie „die Marseillaise" und „die Internationale", wurden Denkmäler der Klassenkämpfe und blieben populär, weil sie mit den Massen Geschichte gemacht hatten. Heute können wir auch das von José Afonso dazuzählen: „Grandola, vila morena", das in der Nacht zum 25. April 1974 vom katholischen Rundfunk ausgestrahlt, Symbol und Auftakt der portugiesischen Revolution wurde.

Es ist nicht unbeschwert, wie viele chilenische Lieder aus der Allende-Zeit, nicht im donnernden Pathos Majakowskischer Revolutionslyrik, nicht im mitreißenden Klatschrhythmus italienischer Volkslieder. Jahrzehntelange Erfahrungen im Kampf gegen die umfassendste und grausamste Herrschaftsform des Großkapitals, den Faschismus, haben die Bewegung und das Symbol ihres Kampfes geprägt. „Grandola, vila morena": die Marschtrommel ordnet sich der besonnenen Diskretion fast privater Ansprache unter, ein Marsch, der nicht nach „Hurra" klingt. „Grandola, vila morena", Lied für eine Stadt im Widerstand gegen die Unmenschlichkeit als Staatsmacht; Erfahrung und Entschlossenheit, den Faschismus dort nicht wieder erleben zu wollen: Portugal darf kein neues Chile werden.

Dies ist auch der Kernsatz des im Oberhausener ASSO-Verlag erschienenen Buches „Für Portugal" und entstammt der dort abgedruckten Erklärung des Generalsekretärs der sozialistischen Partei Chiles, Carlos Altamirano. Das Buch enthält neben Dokumenten, Plakaten, Fotos und Liedern aus Portugal auch Beiträge von Schriftstellern und Liedermachern aus der BRD.

Von Degenhardts Nachdichtung von „Grandola", Ekkes Franks „Portugal, ja aaaaber" bis zur Erklärung von Dieter Hildebrandt und anderen „Wahrheit über Portugal" und zur Resolution der 140 Frankfurter Sozialdemokraten, die sich kritisch zu Soares' Auftritt am 15. September 1975 in Frankfurt äußern, wird dort von verschiedener politischer Herkunft aus ein konsequentes Engagement für die portugiesische Revolution formuliert.

Konkret 12/75, S. 39

Hartmut Schulze

Hai-Society

„Rosemarys Baby", Polanskis Film-Grusical, lockte Anfang der sechziger Jahre Millionen US-Amerikaner ins Kino. Danach übernahm ihre Regierung die Schock-Unterhaltung: My Lai-Massaker, Bombardierung von Haiphong, Ermordung Allendes, Watergate - heute würden US-Kinogänger über Polanskis Teufels-Kind lächeln. So mußte die amerikanische Bewußtseins-Industrie zu härteren Mitteln greifen: zum „Weißen Hai". Jetzt kommt er auch zu uns - mit der, so der Verleih, „aufwendigsten Werbekampagne, die es in der Bundesrepublik je für einen Film gegeben hat".

Zur Weihnachtszeit, am 19. Dezember, läuft in 60 Kinos der Bundesrepublik ein Film an, vor dessen Einspielergebnis in Amerika (bisher über 400 Millionen Mark) das „Flammende Inferno" verblaßt und selbst „Der Pate" brav und bieder wirkt: „Der weiße Hai" von Steven Spielberg. Seit einem knappen halben Jahr laufen auch bei uns die Vorbereitungen zum großen Hai-Noon.

Den Anfang machte Springers „Hamburger Abendblatt". In einem vierseitigen Extrablatt („Hamburg hält den Atem an!") erschien im Sommer die erste Folge einer Serie aus der Romanvorlage zum Film: „Ganz Amerika ist im Hai-Fieber! Der Superbestseller des Jahres, ‚Der weiße Hai` von Peter Benchley, ließ selbst Außenminister Kissinger nächtelang nicht schlafen."

Das ist schwer nachprüfbar, wenn auch nicht unwahrscheinlich. (Schließlich wissen wir spätestens seit den Aufzeichnungen des Rudolf Höss, daß Anstand, Sauberkeit und innere Verletzbarkeit einen Menschen nicht hindern müssen, die ungeheuerlichsten Verbrechen zu begehen.) Dennoch, erstaunlich wäre es schon, wenn tatsächlich ein einziges Buch dem Mann, dem etwa eine direkte Beteiligung an den Vorbereitungen des faschistischen Mordens in Chile ein sanftes Ruhekissen war, plötzlich den Schlaf geraubt haben sollte.

Nachprüfbar, augenfällig und nicht übertrieben ist dagegen die Behauptung, Amerika befinde sich im Hai-Fieber. Die Behauptung vom quasi-kolonialen Verhältnis zwischen USA und BRD wird durch sinnliche Erfahrung bestätigt. Im Feuilleton heißt das: Der Kultur-Import aus USA trifft regelmäßig und mit halbjähriger Verspätung in der Bundesrepublik ein. „Der weiße Hai" zeigt exemplarisch, wie dieser Import funktioniert.

Was haben wir bisher gedacht, wenn wir das Wort „Hai" hörten? Wir haben uns an irgendwelche Hans-Hass-Aufnahmen im Fernsehen erinnert, vielleicht auch „Kredit-Hai" assoziiert, oder gar „Profit-Hai", und einigen kam wohl auch die Keuner-Geschichte „Wenn die Haifische Menschen wären" in den Sinn:

„ Übrigens würde es auch aufhören, wenn die Haifische Menschen wären, daß alle Fischlein, wie es jetzt ist, gleich sind. Einige von ihnen würden Ämter bekommen und über die anderen gesetzt werden. Die ein wenig größeren dürften sogar die kleineren auffressen. Das wäre für die Haifische nur angenehm, da sie dann selber öfter größere Brocken zu fressen bekämen. . ."

Ich weiß nicht, ob in den Vereinigten Staaten ähnliche Gedankenverbindungen ausgelöscht wurden (immerhin ist das englische Wort für „Hai", „shark", auch ein Synonym für „Gauner"), daß aber Gedanken ausgeschlossen werden sollten und ausgeschlossen wurden, ist offenbar. Eine beispiellose Kampagne der Massenbeeinflussung hat dafür gesorgt.

Peter Benchley beschreibt einen Saison-Beginn im kleinen Badeort Amity auf den Neuengland-Inseln, vor dessen Küste ein Hai aufgetaucht ist. Auch nach zwei Todesopfern will der Bürgermeister den Strand nicht schließen lassen, um das Touristen-Geschäft nicht zu verderben. Ein Polizist, ängstlich aber verantwortungsbewußt, befreit die Region zum guten Schluß von der Bestie. Ein alter draufgängerischer Käpt'n, ziemlich unsympathisch, und ein junger, ehrgeiziger Fischkundler sind anfänglich noch mit von der Partie. Eine Story von beklagenswerter Einfalt, mit Charakteren wie Abziehbilder, in einer Sprache voller unfreiwilliger Komik.

Sales-Promotion hatte diese Kolportage also bitter nötig. Und die setzte mit ganzer Macht ein, als die Filmrechte für „Jaws" (so der Originaltitel, übersetzt „Rachen") verkauft waren. Für 175 000 Dollar. Und zwar schon vor vier Jahren, lange bevor der Roman erschien. Mit ganzer Macht heißt hier: langfristig, mit wissenschaftlicher Präzision geplant, genau getimed, zunächst sehr subtil.

Am Anfang stand der Auftrag des Verlegers: „Sie müssen sich das ganze Land als ein Kind vorstellen, das auf Papis Knie klettert und sagt, ‚Erzähl mir eine Geschichte'." Für Peter Benchley keine schwere, weil gewohnte Aufgabe. Er war

jahrelang Ghostwriter von Lyndon B. Johnson.

Es folgte ein Reklame-Feldzug, wie er für schlechte Bücher, die Bestseller werden sollen, üblich geworden ist, wie wir ihn in der Bundesrepublik, in abgeschwächter Form, auch kennen. Unbezahlter Werbeschnickschnack in den Zeitungen natürlich inklusive. Da wirkte auch eine kleine Bemerkung in „The Times Magazin", die aufzählt, wie oft der wackere Benchley seine Geschichte umgeschrieben hat.

So wurde „Jaws" 6,5 Millionen Mal verkauft, bis Mitte dieses Jahres die Paperback-Ausgabe erschien. Und die wurde mit einer Erstauflage von 7,6 Millionen gestartet, gleichzeitig mit dem Film zum Buch. Die PR-Aktivitäten zwischen dem Bantam-Verlag und den Universal-Studios waren längst koordiniert. 1,8 Millionen Dollar (mehr als ein Viertel der Produktionskosten) investierte der Verleih in die Werbung, bevor der Film überhaupt in die Kinos kam. Wieder spielte die Presse willfährig mit, kannte unzählige Schmonzetten aus der sechsmonatigen Drehzeit. (Regie: Steven Spielberg, Drehbuch: Roman-Autor Benchley und Carl Gottlieb). Eine „Time"-Titelgeschichte und ein Bombardement von TV-Spots, die allein 700 000 Dollar kosteten, haben die Nation schließlich heiß gemacht, „Jaws" konnte anlaufen, synchron auf fast 500 Leinwänden überall in den Vereinigten Staaten.

Schon nach zwei Monaten hatten mehr als 30 Millionen Amerikaner den Film gesehen. Dann setzte sich die „Jaws-Mania" („Newsweek") im Selbstlauf fort, mit Jaws-T-shirts, -Liedern, -Postern, -Handtüchern, „Kultur"-Filmen und einer ganzen Zeitschrift, die sich ausschließlich dem Film, dem Roman und der Spezies Hai widmet.

Dem Buch, eine Woche nach Erscheinen gleich auf Platz eins der Paperback-Bestseller-Liste, folgten kurz darauf „The Jaws Log", ein Tagebuch der Dreharbeiten von Carl Gottlieb, und, inhaltlich fast identisch, „Wie ich Jaws gefilmt habe" von Regisseur Spielberg in die ersten zehn Spitzenpositionen. Das ganze Land kletterte auf Papis Knie.

Ein Schlagwort wird illustriert: Imperialistische Massenkultur.

„Wenn die Haifische Menschen wären, gäbe es bei ihnen natürlich auch eine Kunst . . . , und die Musik wäre so schön, daß die Fischlein unter ihren Klängen, die Kapelle voran, träumerisch, und in allerangenehmste Gedanken gelullt, in die Haifischrachen strömten."

„Jaws" signalisiert Totalitarismus im System pluralistischer, vorgeblich freier Meinungsäußerung. „Jaws" ist ein Exempel für die Macht der Massenmedien und ihrer Dirigenten, für ihr Vermögen, die Aufmerksamkeit eines 200-Millionen-Volks von seinen Lebensproblemen abzulenken und auf einen gewünschten Punkt zu konzentrieren. Sicher, verglichen mit der Durchsetzung anderer politischer, ökonomischer oder ideologischer Ziele, ein harmloses Exempel, ein's aus der Retorte, leicht durchschaubar. Aber wohl gerade deshalb so erschreckend, gibt es doch eine Ahnung von den Mechanismen und Möglichkeiten subtilerer Manipulationsnetze.

Ein gefügig gemachtes Publikum konnte in diesem Sommer lesen, wie die CIA die Ermordung Fidel Castros plante, wie CIA-Chef Helms nach seiner Aussage zur US-Beteiligung am Putsch in Chile des Meineids überführt wurde, wie seine Agenten LSD-Versuche ohne Wissen der Testpersonen unternahmen, wobei es zu Todesfällen kam, wie mit Wissen und Billigung des Geheimdienstes Mujibur Rahman umgebracht wurde und portugiesische KP-Büros in Flammen aufgingen. Doch nicht die CIA-Skandale und nicht die Rekordhöhen von Arbeitslosenzahlen und Inflationsraten bestimmen die öffentliche Diskussion. Amerika steckt in der tiefsten ökonomischen Krise seit dem Banken-Krach 1929, sein ideologisches Gebäude aber ist kaum angeschlagen. Vietnam und Watergate hatten es erschüttert, „Jaws" trägt dazu bei, die Erschütterung abzufangen.

Laut „Spiegel" sagt Steven Spielberg, der Filmschauplatz erinnere ihn an Watergate: „Der von stupiden Touristen bevölkerte Badeort wird von geldgierigen Geschäftsleuten und einem korrupten Bürgermeister beherrscht, die erst nach etlichen Hai-Toten die Strände sperren und die Badenden warnen lassen." Ist der Moloch beseitigt, kann in Amity wieder Freundschaft herrschen. So grausam, so furchterregend, so eindeutig schuldig ist der eine, daß er die Frage nach anderen Schuldigen oder gar einem System des Verbrechens vergessen macht.

„Die Hauptsache wäre natürlich die moralische Ausbildung der Fischlein. .Sie würden unterrichtet werden, . . . daß sie alle an die Haifische glauben müßten, vor allem, wenn sie sagten, sie würden für eine schöne Zukunft sorgen."

Nixon maßte gehen, die Reden und Taten des Präsidenten sind wieder richtig und gerecht. Auch wenn unter Gerald Ford die soziale Demontage noch stärker forciert, das Großkapital noch eifriger gehätschelt wird als unter seinen Vorgängern. Die Politik schließlich wird von seinem Vize, selbst einer der skrupellosesten Profit-Haie der USA, bestimmt.

Und ist gerade kein Charles Manson zur Stelle, an dem die Nation, Schwarze und Weiße, Juden und Puerto-Ricaner, Lumpenproletariat, Arbeiterklasse und Mittelstand Haß und Ekel gefahrlos ablassen kann, wird ein synthetischer Volksfeind geschaffen, ein Volksfeind aus Stahl und Plastik, für 200 000 Dollar von Disneyland-Experten konstruiert. Der hat zudem den Vorteil, daß sich mit ihm, auf Zelluloid gebracht, trefflich Geld verdienen läßt. „Jaws" wurde zum größten finanziellen Erfolg der Filmgeschichte. Bereits nach zwei Monaten, mittlerweile in 6000 Kinos der USA zu sehen, hatte er der „Universal" 90 Millionen Dollar eingebracht. Reingewinn. Nach 78 Tagen waren alle Kassenrekorde gebrochen, lag das Einspielergebnis bei 125 Millionen Dollar.

Der Zwang zur Profitmaximierung der Hollywood-Studios deckt sich vollkommen wie selten zuvor mit aktuellen ideologischen Erfordernissen der Systemstabilisierung. Dies, und wahrhaftig nicht seine erbärmliche filmische Qualität, erklärt die Förderung von „Jaws" in der veröffentlichten Meinung, die, gleichgeschaltet, zur öffentlichen Meinung wurde.

Dennoch wäre es zu einfach anzunehmen, das Publikum „fräße" alles, wenn die Meinungsmacher nur genug Aufwand trieben. Nicht allein die Tatsache, daß sich die Amerikaner „Jaws" scharenweise mehrmals ansehen, fordert psychologische Kategorien zur Erläuterung der Massenhysterie um den Hai. Da ist dieser kaum erklärbare Drang zur ausgestellten Grausamkeit, mit der ja auch unsere „Bild"-Zeitung arbeitet. Juanita Richardson, die den Film dreimal gesehen hat, sagt: „Es war ein Vergnügen, sich aufzuregen, Angst zu haben und trotzdem_ sehr sicher im Sessel zu sitzen."

Noch in der zehnten Woche - es ist Ferienzeit, und die schwüle Hitze ist kaum zu ertragen -, windet sich vor dem „Jaws"-Kino am New Yorker Times Square eine zweihundert Meter lange Schlange von Wartenden. Eintrittspreis hier: fünf Dollar, zweimal der durchschnittliche Stundenlohn eines Amerikaners. In den Jeans der Jungen, die auf dem Washington-Square herumlungern, steckt Peter Benchleys Taschenbuch. Sie haben viel Zeit zum Lesen. Sechzig Prozent aller Jugendlichen in New York sind arbeitslos. Das erste Gespräch in Woodriver, einem Dorf von 1200 Einwohnern mitten in den endlosen Maisfeldern von Nebraska, dreht sich um das Problem, wann endlich „Jaws" im Kino der nächstgrößeren Stadt anlaufen wird. Die Ferienorte an den Küsten der Ozeane verzeichnen einen spürbaren Rückgang des Touristenstroms, der nicht allein mit der Rezession erklärt wird. Man spricht von einem Minus von 30 Prozent. Klardenkende Menschen hat eine irrationale Angst vor Haien gepackt. Susan antwortet am Strand von Venice in Los Angeles auf die Frage, warum sie nicht ins Wasser gehe: „Sharks". Die Antwort ist ernst gemeint. Seit sie „Jaws" gesehen hat, verzichtet sie auf ihr tägliches Bad im Pazifik. Und das, obwohl sie mit einem Hollywood-Regisseur verheiratet ist, Methoden und Tricks der Filmindustrie also kennt.

Spielberg und die „Universal"-Techniker und -Psychologen bearbeiten ihr Publikum so, daß rationale Distanz schier unmöglich wird. Auch die Kritiker, bis auf eine Ausnahme, scheint es, sind ihnen verfallen. Sie erhoben „Jaws" zum „Meilenstein der Filmgeschichte". Die Ausnahme ist Stephen Farber, der in „The New York Times" das „Jaws"-Strickmuster, so beschreibt: Die Zuschauer werden wie Tiere im Laboratorium behandelt; immer wenn der Strom eingeschaltet wird, zucken sie zusammen. Das Publikum fiebert von einer Greuel-Szene zur anderen, in den harmlosen Sequenzen paßt kaum jemand auf.

Vielleicht konnte ich mich dem Pawlowsehen Verfahren nur entziehen, weil ich „Jaws" in einem südkalifornischen Drive-in-Kino gesehen habe. Verkehrs-Chaos auf den Zufahrtsstraßen, ein schlechter Stellplatz, weit hinten auf dein ausgedehnten Blech-Areal und Popcorn mit ranzigem Fett im Mund - das war eine ungünstige Versuchsanordnung. Die gigantische Projektionsfläche schrumpfte auf Fernseh-Format, der Lautsprecher an der Wagentür quäkte. Kollektive Entsetzens-Äußerungen oder angstvolle Stille, von denen Rezensenten berichteten, mußten in einem Kino, in dem die Zuschauer durch Karossen-Wände voneinander isoliert sind, fehlen. Die Bedingungen für eine nüchterne Betrachtung des Films also waren gegeben.

Tatsächlich, die einzigen Reize liefern seine Bilder blutrünstiger Brutalität: Ein abgetrenntes Bein schwimmt der Kamera entgegen; das Wasser färbt sich rot, als ein Kind zerfleischt wird, und in Großaufnahme verschlingt der Hai langsam den unsympathischen Haudegen, der ihn eigentlich gegen 10 000 Dollar Honorar zur Strecke bringen wollte. Die Platitüde des Drehbuchs steht der der Romanvorlage in nichts nach. (Nur einige Sex-Szenen wurden ausgelassen.) Einsamer Held ist wieder der sympathische, feige Polizist. Allein auf einem sinkenden Kutter-Wrack befördert er geistesgegenwärtig einige Sauerstoff-Flaschen in den mörderischen Rachen und sprengt das Sieben-Meter-Trum ganz einfach in die Luft. Immer schon war in der trivialsten Hollywood-Dramaturgie am Ende der Feigling Sieger.

So durchsichtig die Charakter-Klischees, so billig die Tricks, mit denen das Publikum genasführt werden soll, auch sind (etwa wenn sich eine - der Musik zufolge äußerst bedrohliche - Haiflosse als Tauch-Ausrüstung spielender Kinder entpuppt), so flach die Handlungsstränge auch konstruiert wurden - für Spielberg ist das alles noch zu kompliziert, als daß er sich nicht in Widersprüche verwickeln ließe. Da versucht zum Beispiel Amitys Bürgermeister, Touristen, die sich am Strand drängen, sich aber nicht ins Wasser trauen, zum Schwimmen zu bewegen, weil er normales Badeleben demonstrieren will. Obwohl er genau weiß, daß die Küste von Haien verseucht ist. Nervenkitzel ist wichtiger als die Logik einer Geschichte.

Zur filmischen Technik des 27jährigen Spielberg (bisheriges Oeuvre: „Columbo", „Dr. Marcus Welby" und ähnliche TV-Serien) schreibt Stephen Farber: „Ein Fernseh-Regisseur wie er hat keine Ahnung von den visuellen Möglichkeiten des Mediums Film. Die Unterwasser-Szenen sehen aus, als wären sie in einem Swimming-pool gedreht worden."

„Jaws" stellt sich also als einer von Dutzenden Monsterfilmen heraus, billiger (wenn auch sehr kostspieliger) Abklatsch seiner historischen Vorbilder wie „Tarantula", heute in die Kette der Katastrophenfilme eingereiht. Bestenfalls eine zweiwöchige Laufzeit in Vorstadtkinos wäre ihm sicher gewesen - ohne die Reklame.

Jetzt aber zitiert „Universal" eins seiner Opfer, Joseph J. Crecim aus Brooklyn, der sich dem Film schon sechsmal ausgesetzt hat: „„Jaws` ist der phantastischste Streifen, den ich je gesehen habe. Ich will ihn mir sogar noch ein paarmal ansehen. Er ist großartig."

Die deutsche Übersetzung von Peter Benchleys Buch ist schon im Frühjahr 1974 bei Ullstein erschienen. Und weil das mit der Werbung nicht klappte, entsprachen die Verkaufszahlen bisher ungefähr den literarischen Qualitäten des „Weißen Hai".

Kostproben von den ersten Seiten: „Er stieß mit aufgerissenem Maul unter der Frau empor. Der große kegelförmige Kopf traf sie wie eine Lokomotive, stieß sie nach oben, über die Wasserfläche hinaus. Die Kiefer schlossen sich um ihren Torso, zermalmten Knochen und Fleisch und Organe zu einem Brei. Der Fisch klatschte mit dem Körper der Frau im Maul mit donnerndem Getöse ins Wasser, wirbelte Schaum und Blut und Phosphoreszenz in einer bunten Dusche auf." Oder in einer „ruhigeren" Szene: „Es gab noch zwei Schlafzimmer im Haus. Die Besitzer schliefen in dem einen. Zwei weitere Gäste hatten das andere inne." Der Roman ist sprachlich ebenso verkorkst wie auch im Detail ideologisch gefährlich. Beispiel: „Verstandesgemäß wußten sie (Teenager am Strand) eine ganze Menge . . . Wenn ihre Intelligenzquotienten en masse hätten getestet werden können, hätten ihre angeborenen geistigen Anlagen einen Rang innerhalb der oberen zehn Prozent der Menschheit eingenommen."

Der Verlag also blieb zunächst auf der Erstauflage von 17 500 Exemplaren sitzen. Seine Pressestelle im Westberliner Springer-Haus, wohlvertraut mit Bedeutung und Methoden der Buch-Promotion, hat eine Erklärung: „Wir waren gehandikapt, konnten keine Abdruckgenehmigung vergeben." Versagt hatte „Reader's Digest". Seinem Namen ein einziges Mal Ehre machend, hielt „Das Beste" seine Rechte für die Zeitschriften-Veröffentlichung des Romans lange zurück, ohne sie auszunutzen.

Im Spätsommer dieses Jahres konnten dann aber doch die „Berliner Morgenpost", die „Stuttgarter Zeitung" und andere ihren Lesern den „Weißen Hai" häppchenweise verpassen. Und als das „Hamburger Abendblatt" seine Offensive startete, war „Der weiße Hai" innerhalb weniger Tage bei sämtlichen Buchhändlern und Grossisten der Hansestadt vergriffen. Im November lag die verkaufte Auflage schon bei 25 000.

Zuvor hatten schon „Stern" und „Spiegel", die für Trend-Entwicklung in der Bundesrepublik zuständig sind, das Ihre getan, um auch hier rechtes Hai-Life zu entfachen. Schamlos (und manchmal fehlerhaft) wird da bei amerikanischen Magazinen abgeschrieben, wird jedes Histörchen von den Dreharbeiten wiedergekäut.

Mit den Inhalten übernimmt die Bewußtseinsindustrie der BRD die Methoden ihrer Propagierung vom amerikanischen Vorbild. Aber noch können wir hoffen, daß uns dieser Kulturimport nicht nach amerikanischem Vorbild lähmt. Noch gibt es hier politisches Bewußtsein und kulturelle Alternativen, so schwach sie auch sein mögen, die das verhindern können. Wer die USA durchreist, begreift besser, was in der Bundesrepublik zu verteidigen ist.

Der New Yorker Psychologe Bennett Roth charakterisiert die Welle von Filmen wie „Flammendes Inferno", „Erdbeben", „Airport" und „Der weiße Hai" so: „Der Katastrophenfilm stellt zweierlei dar: Einmal ist er Flucht aus dem Alltag, und zum anderen ist er symbolische Selbstbestrafung für unbewußte Schuldgefühle. Für den einzelnen Zuschauer stellt der Katastrophenfilm eine voyeuristische Möglichkeit dar, das Verhängnis scheinbar zu erleben und, was das Entscheidende ist, zu überleben. Das hat einen kathartischen Effekt."

Konkret 12/75, S. 40

Peggy Parnass

Die ganze Wahrheit über die Bestie

Schon seit Monaten las ich mal hier, mal da was über den Wahnsinnshai. Große Häppchen, kleine Häppchen. Angeblich in grandiosen Großaufnahmen. Teils gut zerkaute, teils ausgespuckte Glieder sich eben noch Sonnender.

Endlich, endlich lief „Killerhai" in der BRD an. Ich wollte das echte Gruseln im Gericht durch Kinogruseln übertönen. Zerrte einen sich sträubenden Freund („Ich mag solche Brutalitäten nicht. Da wird mir schlecht") hinter mir her.

Vorm Kino, schon nachmittags, eine lange Schlange aufgeregter Leute. An den Plakaten mit dem aufgerissenen Riesenrachen vorbei.

Spannung. Der Film läuft und läuft und läuft! Und wir rutschen hin und her vor Erwartung. Das Filmforscherteam taucht schon wieder. Fische drum rum. Die Flora des Meeres.

Ha, jetzt kommt was näher! Schwimmt aber wieder weg. Gott sei Dank! Team taucht wieder auf. Team taucht wieder unter. Die Reise wird immer anstrengender.

Nach einer Stunde flüstere ich, thriller-erfahren, dem grünbleich neben mir sitzenden Jörg zu: „Du, der Film ist ja wahnsinnig raffiniert gemacht! Gerade dadurch, daß alles so cool abläuft und die Filmer offensichtlich nichts Böses ahnen, muß das Gekille ja nachher viel schrecklicher werden, als wenn schon von Anfang an gemetzelt würde."

Im Vorspann sah man einen riesigen Hai im Blut schwimmen. Da konnte man den ganzen Film über rätseln: in wessen? Das der munteren Blondine oder eines ihrer Mannen? Doch ehe man's sich versieht, kommt die Antwort. Eimerweise Blut wird als Köder für den Killerhai ins Wasser gekippt. Der kommt, wird von allen Seiten gefilmt - haut wieder ab. Das Team ist sich einig; ein wunderbares Naturerlebnis war das! Der Kulturfilm ist zu Ende. Das gefoppte Publikum schreit Scheiße und: Was war das denn?

Ein Kulturfilm fürs Schulfernsehen hätte es sein können. Nur, die machte Disney so viel besser. Mich hat das Ganze mehr amüsiert als geärgert. Clever, clever, den alten, gut getarnten Schinken zur rechten Zeit auf den Horrormarkt zu schmeißen.

Konkret 12/75, S. 43

Gerd Fuchs

Arbeiterleben

Über August Kühns Familienchronik „Zeit zum Aufstehn"

Vor etwa zwei Jahren weihte Gustav Heinemann in Rastatt eine Gedenkstätte für die deutschen Freiheitsbewegungen ein. Die bürgerliche Öffentlichkeit reagierte säuerlich und ging zur Tagesordnung über: business as usual. Von seinen revolutionären Traditionen ganz zu schweigen, das deutsche Bürgertum will ja noch nicht einmal mehr ans Grundgesetz erinnert werden, und das ist erst 26 Jahre alt.

Wenn bürgerliche Kulturkritiker aber andererseits immer wieder den Mangel an Geschichtsbewußtsein beklagen, so muß es für sie tief deprimierend sein, wenn ausgerechnet jene, die sie immer nur als geschichts- und bewußtlose Masse auf der Rechnung hatten, eben dies zu entwickeln beginnen. Daß ein Arbeiter die Chronik seiner Familie schreibt, ist in der Westdeutschen Literatur seit 1945 noch nicht vorgekommen, so aber jetzt geschehen, geleistet von dem 39jährigen, mit Frau und fünf Kindern in einer Münchner 2 1/2-Zimmer-Wohnung lebenden ehemaligen Glasarbeiter, Koch, Bierfahrer und Lokalreporter August Kühn. 1972 veröffentlichte er einen Band Erzählungen („Westend-Geschichte. Biographisches aus einem Münchner Arbeiterviertel"), ein Jahr später „Der bayerische Aufstand, Volksstück in 4 Akten", 1974 den Roman „Eis am Stecken" und in diesem Jahr die 448 großformatige Seiten starke Familienchronik „Zeit zum Aufstehn".

Nun ist August Kühn ein politischer Mensch, wie auch seine Vorfahren politische Menschen waren, und so ist „Zeit zum Aufstehn" nicht nur die Chronik einer Arbeiterfamilie, sondern gleichzeitig ein Abriß der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung der letzten 90 Jahre. Das ist natürlich ein bißchen viel Stoff für einen Roman, und sei er noch so dick. Daß Kühns Chronik gegen Schluß immer hilfloser und zerfahrener hinter den Ereignissen herhetzt, sei hier gleich erwähnt. Das beweist gar nichts, außer daß sich Kühn zuviel vorgenommen hat. Der erste und größte Teil seines Buches, in dem das Leben des Urvaters der Familie beschrieben wird, reicht immer noch hin, Kühns zweiten Roman zu einem ganz außerordentlichen Buch zu machen.

Kühns Großvater, ebenfalls ein August Kühn, wächst Mitte des 19. Jahrhunderts als uneheliches Kind bei Pflegeeltern auf einem bayerischen Dorf auf, arbeitet als Streckenarbeiter beim Bahnbau, wird als Trainfahrer eingezogen und geht nach dem Krieg 70/71 nach München, wo er eine Stelle als Güterhallenarbeiter bei der bayerischen Staatsbahn findet.

Indem Kühn diesen Weg vom Land in die Stadt beschreibt, zeigt er gleichzeitig, wie ein Arbeiter sich als Arbeiter entdeckt, wie er seine Klasse entdeckt, wie Klassenbewußtsein entsteht. Und er zeigt, daß dies nicht spontan entsteht, sondern mit und in der Partei der Klasse, auf Wegen, die die SPD schließlich zur Klassenkollaboration führen, August Kühn aber in die Nähe der USPD und der KPD.

Große, heroische Figuren fehlen in Kühns Buch. Arbeiterführer wie August Bebel tauchen nur an den Rändern des Gesichtsfelds seiner Personen auf. Sie selbst sind durchschnittlich, eher brav, zwar nicht weniger heroisch, aber von jener unscheinbaren Art, die für die Herrschenden die eigentliche Bedrohung darstellt. 1881 wird August Kühn zur Zahlung eines halben Wochenlohns verurteilt wegen „Erregung öffentlichen Ärgernisses vermittels ausgebrachtem Hoch auf den hierorts erschienenen August Bebel".

Das liest sich komisch, zeigt aber nur, was es einen Arbeiter gekostet hat (und heute noch kostet), auf dem falschen Bein Hurra zu schreien, will sagen, statt der fremden eigene Interessen zu artikulieren. Es ist dies die eigentliche Leistung Kühns, daß er dies zeigt, ohne Selbstmitleid, mit Humor und unbestechlichem Realismus.

Was es einen Arbeiter kostet zu leben. Was es kostet, zu essen, zu wohnen und sich zu kleiden. Was es kostet, zu lieben. Was Kinder kosten. Was es kostet, sich zu informieren über die eigene Lage, was Überzeugungen kosten, was der Mut kostet, die Wahrheit zu sagen, sich zu wehren. Und trotzdem; was alles sich diese Kühns erkämpften, es reichte immer nur gerade dafür, daß sie eben noch die Nase über Wasser halten konnten. Und es gehört wesentlich zu ihrer Situation und ihrem Bewußtsein von ihr, daß sich dies nicht anders ändert als durch Politik.

Natürlich ist dieses Bewußtsein in unterschiedlichen Graden vorhanden, und Kühn wäre ein schlechter Realist, würde er nicht auch solche Arbeiter beschreiben, die sich lieber ducken, oder Augenblicke der Verzagtheit im Leben August Kühns, wo auch er sich kleinmacht und totstellt. Gerade weil Kühn weiß, was es die deutschen Arbeiter gekostet hat, sich beispielsweise den Achtstundentag zu erkämpfen, versteht er auch ihre Angst, das Erreichte wieder zu verlieren, versteht er ihre ständige Versuchung es durch Anpassung zu sichern.

Kühn braucht sich in Arbeiterbewußtsein nicht hineinzuversetzen. Es ist seine eigene Bewußtseinslage, die er artikuliert. Ganz unwillkürlich ist ihm jener Materialismus, der den höheren Ständen immer niedrig schien, weil er stets fragte, was kostet das. Er gehört selbst zu jenen, die ihr Leben lang draufzahlten. Kühn beschreibt deshalb auch nicht im Sinn

herkömmlicher bürgerlicher Literatur. Die Realität tritt seinen Figuren mit solcher Härte entgegen, daß sie nicht oder nur ganz mühsam mit Gefühlen zu durchdringen ist. Da ist ein Baum ein Baum und nicht noch was anderes. Sprache hat bei ihm eher Mitteilungsfunktion, und Kühn redet denn auch eher, als daß er erzählt, oft mit erheiternd altfränkischen Floskeln, in Sätzen, die sich oft genug hörbar knarrend Weiterwinden, aber beinahe rätselhafterweise ergibt die Summe von an sich keineswegs bemerkenswerten Einzelsätzen etwas Ganzes, etwas von der Summe einer Epoche, etwas, das wie Erschütterung ist, wenn der Leser den alten August Kühn zum letzten Mal sieht.

Wie schon seine eigenen Eltern, so mußte auch er seine beiden ersten Kinder zu den Pflegeeltern aufs Land geben, sie waren zu teuer. Sein ältester Sohn wird eingezogen, entdeckt so, daß sein „Troschelvater" nicht sein wirklicher ist und macht sich zu den Güterhallen der bayerischen Staatsbahn auf.

Er sieht einen kleinen alten Mann mit grauem Schnauzbart an einem Stehpult über Papiere gebeugt in einem zugigen Verschlag. Der Leser hatte ihn schon lange aus den Augen verloren, aber jetzt, zum Abschied, sieht er diesen kleinen alten Mann, und er sieht plötzlich, was ein Arbeiterleben war

---

August Kühn „Zeit zum Aufstehn", S. Fischer Verlag, 448 S., 29,80 DM

Konkret 12/75, S. 44

Ludwig Fels

Die Sünden der Armut

In seinem ersten Roman beschreibt Ludwig Fels, 29, das Leben eines Halbwüchsigen, der in der Barackensiedlung einer fränkischen Kleinstadt aufwächst (Sammlung Luchterhand)

Die Zirkuswagen standen auf dem Fußballplatz, wuchtige Kästen, ein rollendes Dorf. Neugierige hatten sich auf dem Gelände versammelt, eine Gruppe Männer um ein Loch geschart, in dem sicher der Hauptmast verankert werden sollte. Ein Mann stand bis zu den Schenkeln in dem Loch. Aus der Entfernung hatte ihn der Junge für einen Liliputaner gehalten. Er ging noch näher heran. Jemand aus der Gruppe schwenkte ihm eine grelle Handlampe entgegen und rief: „Hier wird gearbeitet!" Die Spitzhacke, die der Mann im Loch schwang, prallte auf einen Stein; er fluchte, kletterte heraus und rieb heftig sein Schienbein. Für den Jungen wirkte der Mann wie ein Freibeuter, märchenhaft verwegen, obwohl er weder Ringelhemd noch Ohrringe trug, sondern eine verwaschene Leinenhose mit zahllosen Triangeln, deren Säume in kotigen Knobelbechern steckten. Er sagte: „Leg dich lieber zu deiner Mutter ins Bett, bevor wir dich verscharren." Ein anderer rief: „Bei dem süßen Babyarsch klappern ja noch die Eierschalen. Der könnte uns seine Braut leihen."

„Ich hätt bloß eine Frage", sagte der Junge. „Ich brauch eine Beschäftigung, die hab ich unbedingt nötig."

„Da bist du bei uns richtig", sagte der Mann, der in dem Loch gestanden hatte. „Wir brauchen immer Hilfskräfte. Hauptsache ist die Volljährigkeit. In der Beziehung ist unser Alter ziemlich eigenartig. Er hat nämlich einen Horror vor Eltern und Bullen, die ausgerissene Sprößlinge suchen."

„Also nichts", sagte der Junge.

_ Der Mann drehte zwei Zigaretten, gab dem Jungen Feuer, entkorkte eine Flasche und ließ sie durch die Runde gehen. Alkohol und Nikotin machten den Jungen frösteln und schwitzen. Die Stimme des Mannes war weit weg.

„Die Geschichten vom freien Zirkusleben sind Lügenmärchen", sagte er. „Nur die Viecher haben es wirklich gut hier. Jeder von uns muß mindestens für drei malochen. Ich hab zuerst auch gemeint, Seßhaftigkeit sei sterbenslangweilig, aber die Plackerei bringt einen halb um, in Nullkommanix."

Der Junge hörte schon nicht mehr hin. Hatte er nicht gelesen, die Zirkusleute seien Ausgeburten der Freiheit und die fahrenden Frauen leicht zu haben? Wahrscheinlich, dachte er, liest du die falschen Bücher. Über Nacht würden die Männer die Kuppel aus dem Boden stampfen müssen und danach zu müde zum Leben sein.

Die Abkürzungen waren ihm vertraut. Er folgte Trampelpfaden durch verwilderte Grundstücke, auf denen Scherben und Scheiße lagen. Sommers trafen sich in dieser Unratwildnis verliebte Paare. In seiner Schulklasse hatte es als Heldentat gegolten, die Turtelblinden zu belauschen.

Der Junge hatte ebenfalls tapfer sein wollen und sich eines Abends auf das Grundstück geschlichen. Er hatte sich hinter dichten Büschen versteckt und gewartet. Es war schon spät, als endlich ein Pärchen auftauchte; da war er sich nicht mehr so allein vorgekommen, denn er hatte damals mehr Angst vor der Finsternis als vor einer Entdeckung. Die beiden hatten es eilig und blieben auf Schutt und Asche in der Grätsche stehen. Sie zogen sich erst gar nicht aus; sie wühlten sich gleich durch die Kleider des Partners. Der Junge hatte vorher nicht gewußt, daß man sich beim richtigen Küssen die Zunge über die Lippen saugen läßt. Die zwei hatten gehechelt wie sich balgende Hunde; nur nicht so natürlich hatte es geklungen. Schnell waren sie fertig gewesen.

Die Finsternis war menschenleer. Er genoß die einsame Strecke. Es störte ihn nicht, daß Morast in seine Stiefel sickerte.

In der Küche, einem winzigen Verschlag, standen noch die Tassen und Teller auf dem Tisch, von Speiseresten verschmiert. Der Junge zählte die letzten Fliegen, die mit surrenden Flügeln gegen die Fensterscheiben brummten; manchmal knackten ihre Panzerungen beim Anprall. Er war müde. Trotzdem wollte er nicht schlafen, nicht träumen. Er wollte einfach stehenbleiben und die kommenden Zeiten aus dem Gedächtnis verdrängen.

Seine Mutter und Detlev Richter waren jetzt nackt. Der Junge stellte sich vor, wie sie sich aus den Kleidern gerissen hatten. Sie verkrochen sich ins Bett und keuchten sich voll, stöhnten auf und ächzten erlöst. Detlev Richter würde sich zurückhalten, während ihn seine Mutter herausforderte.

Mit seinen Freunden hatte der Junge früher oft über das geredet, was es durchs Schlüsselloch zu sehen und zu hören gab.

Hast du etwas gesehen? Hast du etwas gehört? Die haben gerauft. Was hat deine Mutter gesagt? Tiefer/ Fester/ Und dein Vater? Schneller/ Und sonst? Nichts. Ich kann mir das nicht vorstellen. Die sind plötzlich ganz laut geworden und hinterher eingeschlafen.

Nun schienen sie fertig mit ihrem Geschäft, würden gleich zurück in die Küche kommen und sich fragen, ob er an ihre Liebe glaube. Der Junge hörte sie flüstern, hörte ihr Getuschel, die verlogene Lautstärke vor der Tür. Er erinnerte sich an den Schrecken, den ihm die ersten Schamhaare eingejagt hatten: oft hatte er daran gezupft und sich bald ungeheuer männlich gefühlt. Auch sein Glied hatte sich ausgewachsen, obwohl er nicht gewußt hatte, wohin damit.

„Von nun an", sagte Detlev Richter, „pfeift ein anderer Wind."

Auch seine Mutter stand plötzlich in der Küche, im zerknitterten Nachthemd, eine Gänsehaut auf den Krampfadern.

„Sag mir, Ernst", fragte sie, „wo warst du?"

„Ich hab den da doch auch nicht gefragt", antwortete der Junge, „und der war schließlich noch länger fort als ich."

„Hast du Arbeit gesucht?" fragte der Mann.

„Nein", sagte der Junge.

„Nie ist was mit dir", sagte seine Mutter.

„Deine Männer machen mich alt, Mama", sagte der Junge, „weil sie mich wie ein Kind behandeln. Was bin ich eigentlich für euch?"

„Mein Sohn", sagte seine Mutter.

Ersah sie an; kein Kinderblick verklärte sie mehr. Ihr Gesicht wirkte wie Hefeteig, weil sie wenig Schlaf bekam. Ihr Hals war mit Sommersprossen besät. Die rote Farbe der Hände erinnerten an verbrühtes Fleisch. Mit ihrem gedrungenen Wuchs sah sie aus, als versuche sie dauernd, die Schultern über den Kopf zu stemmen. Sie tat dem Jungen leid. Mußte sie nicht glauben, daß sie nichts taugte, wenn ihr der Sohn mißriet, aus der Art schlug, mit der sie sich am Leben hielt? Sie hatte ihn erzogen, ja; nein, sie hatte es versucht. Sie hatte für ihn gesorgt, indem sie sich abrackerte. Sie hatte alles Mögliche getan, um ihn nicht zu arg merken zu lassen, wie arm sie in Wirklichkeit waren. Sie konnte aus Abfällen ein Festmahl kochen. Mit ihrem Putzfimmel übertraf sie sich selbst, obwohl es oft über ihre Kräfte ging. Sie war so sauberkeitsbeflissen, als könnte der Haushalt dadurch an Schäbigkeit verlieren. Sie werkelte herum, wann sie nur eben konnte. Jedes Jahr war ihr zu kurz. Keine Krankheit warf sie aufs Lager; selbst mit Fieber hatte sie ihre Pflichten erfüllt. Sie war von einfachem Gemüt. Man hatte leichtes Spiel mit ihr. Trotz ihrer Fülle wirkte sie verhärmt. Ohne Aufsehen ging sie durchs Leben und glaubte alles und jedem. Sie hatte es oft mit Gott und der Ewigkeit. Die Welt war für sie ein Ding aus der Bibel. Sie war schuldlos an den Sünden und Greueln, die der Satan ringsum vollbrachte. Den Tod verglich sie mit einer bunten, lauten Kirmes, auf der die ganze Herrlichkeit nichts kostete. Sie hatte keine Ähnlichkeit mehr mit den Fotografien aus ihren jungen Jahren, seit sie Wäsche bei reichen Familien wusch, dort auch die Fußböden schrubbte, Treppenstufen bohnerte, außerdem nähte, bügelte, Unkraut jätete und Rasen mähte. Die Herrschaften genossen die Annehmlichkeit ihres käuflichen Daseins: eine Besitzpflegerin, die sich von Berufs wegen in schonender Weise an fremdem Eigentum vergreifen mußte. Der Junge fragte sich, ob ein solches Schicksal vererbt wird.

„Wir hatten Braten", sagte sie, „und Klöße."

„Du brauchst schließlich Kraft", sagte der Junge.

„Der Scheißkerl verarscht uns", sagte der Mann. „Er macht sich glatt über die Sorgen lustig, die uns sein Lebenswandel bereitet."

Konkret 12/75, S. 45

Dietrich Leube

Herz gut - Mensch gut

Nach der Sozialkomödie „Lina Braake" liefern Sinkel/Brustellin mit „Berlinger" reines Action-Kino

„Berlinger" wird aller Wahrscheinlichkeit nach zu den ersten deutschen Nachkriegsfilmen gerechnet werden, denen es gelang, hohes formales Niveau mit auch nur einigermaßen kritischen Aussagen zu verbinden. „Lina Braake", der erste Film von Sinkel und Brustellin, parallel entstanden zu den „Berlinger"-Vorarbeiten, hat diesen Schritt bereits angekündigt: Diese antikapitalistische Altersheimkomödie hat sich -bei aller gebotenen Skepsis, was die Meßbarkeit von Filmerfolg oder gar von Wirkung angeht - tatsächlich als so etwas wie ein mittlerer Erfolg entpuppt. Auf einmal schien es möglich geworden zu sein, daß ein unbescholtenes Kinopublikum über höchst reputierliche Institutionen unserer Gesellschaft, konkret: über den gelungenen Betrug zum Nachteil einer Bank schadenfroh lachte. Es war die lustvolle Schadenfreude von Leuten, die sonst immer nur selbst Geschädigte sind. Und der Herstatt-Krach war ja noch in frischer Erinnerung.

Dennoch - ein Film mit Rentner-Helden, aber durchaus kein Kriminal- oder Gruselfilm und ebensowenig eine Heilsarmee-Dokumentation? Ein „soziales" Lustspiel, das zu subversivem Gelächter anstiftet? Das war neu, und neu war auch die gekonnt populäre Machart. Hier versuchte anscheinend jemand, sich geschickt an die vorhandenen Bedingungen - zum Beispiel finanzieller Art - und Erwartungen - zum Beispiel an zwei „schöne Stunden" - anzupassen, ohne dabei einer seiner beiden antagonistischen Intentionen zum Opfer zu fallen. Und dann war dieser gelungene Versuch auch noch das Werk von Anfängern und Außenseitern. Es war schon ziemlich merkwürdig.

Und jetzt „Berlinger". Auf den ersten Blick scheint der zweite Film des gelernten Juristen Sinkel und des ehemaligen Filmkritikers Brustellin wie selbstverständlich die leise Überraschung zu wiederholen und in seiner technischen Bravour, seinem Tempo und seiner souveränen Professionalität noch zu überbieten. „Berlinger" tritt in Erscheinung als großer Actionfilm „Made in Germany", ein Produkt modernster Drehbuchverarbeitung, umsichtig geplant und sorgfältig ausgeführt, die opulente Augenweide in Stromlinienform - das Richtige für ein breites Publikum. Man staunt, läßt sich gerne „verführen", ist dankbar für die rasanten Darbietungen, auch die Überschaubarkeit, die sich in der kalkulierten Verlangsamung des dramaturgischen Tempos nach dem fast schockierenden Wirbel der ersten zwanzig Minuten einstellt.

Die Handlung setzt ein im Jahre 1942. Eine schwarze SS-Limousine mit wartenden Häschern. Eine junge Frau wird im Negligé abgeholt, Rolläden schließen im Morgengrauen. Ein Freund aus der Partei ist machtlos, der Ehemann ist verzweifelt, die stumme Frau vergiftet sich. Der Mannanscheinend ein gefragter Spezialist - soll nach Berlin. Ein kleiner nebliger Flugplatz bei Nacht, Militärmaschinen, finstere Gestalten in schwarzen Ledermänteln. Eine Radiostimme. Der Mann wird zu einem kleinen Flugzeug auf dem Rollfeld gebracht, zündet sich eine Zigarette an, wirft sie in eine Benzinpfütze, rennt auf die wartende Maschine zu; er wird beschossen doch es gelingt ihm, zu starten, er entkommt in die Nacht.

Eine Big-Band-Breitseite wird abgefeuert, chromblitzender deutscher Jazz; der Vorspann läuft über die Leinwand. Das ist schon „movie at it's best" -klassisches Melodrama, tadelloses Action-Kino. Es ist unerheblich, ob ein Filmfreund die Eingangssequenz als Paraphrase zur Schlußszene von „Casablanca" erlebt oder ob ein älterer Curd-Jürgens-Fan sich an Des Teufels General" erinnert - solche Szenen haben eine naive Kraft, sobald die wichtigsten Elemente ihrer Inszenierung „stimmen". Das passiert nicht sehr oft, und in deutschen Filmen fast nie.

Freilich ist das noch nicht der ganze „Berlinger", das heißt, der Film hat - ähnlich wie „Lina Braake" und doch um einiges heikler - eine Absicht, etwas, das man früher „Anliegen" genannt hätte. Er will an einer Figur und ihrer Gegenfigur ein Stück deutscher Geschichte (nicht erklären, das günstigerweise nicht) illustrieren, in groben Zügen seit dem Ende des Kaiserreichs, als die Salpetersäure-Fabrik von Vater Berlinger am Rande der Stadt gerade zu florieren begonnen hatte; differenzierter in jüngster Vergangenheit, als dieselbe Fabrik in Ruinenform dem eigenbrötlerisch-genialen Erfinder, Abenteurer und Fortschrittsgegner Berlinger als Obdach und Festung dient.

Berlinger (Martin Benrath) verweigert Sich dem Nazismus, weil er ungestört sein will. Er verkörpert frühe bürgerliche Ideale, die freilich im Lauf der langen Zeit reichlich schütter geworden sind: Initiative, Selbstdisziplin, faustischen Erfinderdrang und Skepsis, Durchsetzungsvermögen bis zur Ausbeutung, Mut und Realitätssinn. Bei aller Skepsis, die die Autoren ihrer selbstherrlichen Gestalt entgegenbringen, wird die Faszination doch ständig geschürt. Einmal dadurch, daß der Widersacher, der Schulfreund aus Arbeiterfamilie mit den kurzen Haaren und dem zwischen Neid und Drohung wechselnden Blick, den häßlichen Deutschen verkörpert, wie ihn alle kennen: fleißig, opportunistisch bis zur Verbrechensduldung, ein skrupelloser Geschäftsmann und autoritärer Prinzipal. Zum anderen aber ist der tolle Berlinger selbst diese Mischung aus Einstein, „rotem Baron" und Hippie, gerade in seiner - bis zum romantischen Fliegertod - fast ungebrochenen Einzelgängerhaltung Inbegriff eines vorindustriellen Kämpfertums gegen die totale Verwertung des

Menschen in der Massengesellschaft, gegen die Angst vor der Leere in den Wohn- und Arbeitsbunkern des geplanten und verwalteten Fortschritts.

Seit der Fortschrittsbegriff sich aufzulösen begonnen hat, wird das Heil der Zukunft von „Progressiven" wie „Konservativen" immer öfter in denselben Trümmern der Vergangenheit gesucht. Seit der Anachronismus an Aktualität gewonnen hat, sind die „großen alten" Nonkonformisten wieder sehr gefragt. „Berlinger" bietet die derzeit aktuellste Identifikationsfigur: den melancholisch-grimmigen Reaktionär, den letzten Ritter der Neuzeit.

Konkret 12/75, S. 46

Horst Tomayer

Bott gegen Löwenthal: vom Gesichtwahren und vom Bild am Montag

Einen Jux darf sich nur der Vernünftige machen, und zwar auf Kosten der Unvernunft. Wenn sich ein Unvernünftiger, der sozial ausschließlich destruktiv engagiert ist, den Habit des Gaudiburschen borgt und in einer öffentlich-rechtlichen Anstalt die Puppen tanzen läßt, ist das glatter Betrug an der ehrlichen Kundschaft.

Einen Unterhaltungsprofi wie Frank Elstner, der das Geschäft bei Radio Luxemburg gelernt hat, stört das nicht. Im Gegenteil. Er setzt auf das Zwerchfell der Zuschauer, denen das Lachen nicht im Halse steckenbleibt, wenn sie sehen, wie die ZDF-Magazin-Moderatoren Löwenthal und Schenk ausnahmsweise mal nicht in der Haut des Reaktionärs, sondern im Kostüm des Feierabend-Clowns auftreten. Ort: ein Studio des Hessischen Rundfunks. Anlaß: die neunte Folge der Unterhaltungsserie „Die Montagsmaler", die Elstner moderiert und die ihren Effekt aus dem winzigen witzigen Einfall bezieht, daß ein Mitglied einer von zwei konkurrierenden Mannschaften einen Begriff (wie Zwiebelsuppe) oder eine Spruchweisheit (wie „Über den Schatten springen") zeichnerisch umsetzen muß, während die anderen Mannschaftsmitglieder diesen visualisierten Begriff auf dem Monitor wieder beim Namen nennen müssen.

Bei der Gradlinigkeit dieses Humor-Konzepts kann nichts schiefgehen. Aber ein Unterhaltungs-Profi wie Elstner weiß, daß Show-Stoffe doppelt genäht besser unterhalten. Also setzt er nicht nur auf das Gelächter, das sich aus der Tolpatschigkeit des jeweiligen Zeichen-Stifts zwanghaft ergibt, sondern läßt Mannschaften gegeneinander antreten, die, auf seiner Bühne konträr plaziert, einen Dauerlacher garantieren, ohne daß die Leute auch nur das Maul aufzumachen brauchten.

Eben: die Mannschaften von ZDF (Löwenthal und Schenk vom „ZDF-Magazin" und zwei „Wirtschaftsfachleute" vom Magazin „Bilanz", Schröder und Schweizer) und die Konkurrenz der ARD (Bott und Jochimsen von „Panorama" und zwei Leute vom ARD-Wirtschaftsmagazin „plusminus").

„Darf ich rechts neben Ihnen Platz nehmen," fragt Elstner Löwenthal, dessen Mannschaft die erste Runde bestreitet und per Saldo gegen die ARD mit 26:49 Punkten unterliegt.

„Anjenehm," sagt Löwenthal.

„Ich freue mich, daß man da noch Platz findet," sagt Elstner.

„Ich hab den Platz extra freigehalten," sagt Löwenthal.

Da lacht das Publikum im Studio. Denn es scheint lachhaft, daß im TV-Medienspektrum der Bundesrepublik rechts neben Löwenthal noch ein besetzbarer Stuhl frei ist. Vielleicht für Herrn Frey von der „Deutschen Nationalzeitung". Aber Elstner, Löwenthals Kumpel vom Konkurrenzkanal, macht vor der Kamera, die ja fast alles zur Unterhaltung mantscht, in Firmenkameraderie. Und bricht in dem Augenblick, in dem er anscheinend kritisch aufgebrochen ist, auch schon wieder ab und erteilt dem gewöhnlich ultrakonservativen Löwenthal die Weihen des gemütlichen Huhns. Und fragt: „Irgendein Hobby muß der Löwenthal doch haben?" - „Ja," sagt Löwenthal allen Ernstes, „Spaß machen, so wie heute abend, deswegen sind wir ja hier."

Und sein Stellvertreter Schenk, der sich gegen Löwenthal wie der Enkel zum Großvater ausnimmt, erzählt, was er in der Freizeit am liebsten macht: „Schwimmen, schwimmen, schwimmen". Löwenthal greift den Wasserball auf, der ihm so zugespielt wird, und joked: „Manchmal gehen wir auch baden." Da lacht das Studio-Publikum und die berüchtigten Einschaltquoten draußen auch.

Spaßig, was Löwenthals Mannschaftskamerad Schröder auf die locker vom Hocker servierte Frage Elstners antwortet, wie man sich in dieser Zeit der Rezession geldlich am vernünftigsten verhalten könne. „Spare in der Not, so hast du Zeit dazu." Denn, wie gesagt, Unterhaltung geht auch für die Million Arbeitslose und Kurzarbeiter in diesem launigen Lande vor dem Mangel an Unterhalt. Ein Bilanz-Mitarbeiter beißt dieses Eck vom Scherzkeks: „Etwas weniger ausgeben und mehr sparen."

Und Schnöder, den niemand verdächtigen kann, irgendwann in seinem TV-Leben mal ein Wirtschaftsmagazin mit dem Titel „Die Lohntüte" zu moderieren, philosophiert über Gott, Welt und Währung: „Es geht allen schlechter, obgleich viele viel Geld haben. Das ist das Eigenartige. Aber keiner gibt Geld aus. Die Firmen mauern. Die Verbraucher mauern. Alle mauern. Selbst der Staat beginnt zu mauern. Das Geld liegt irgendwo rum. Auf den Banken."

Weil aber auch Sendezeit Geld ist und jede Show off gehen muß und die Magazineure, die solchen geistigen Schrott verwalten, selber genug Sendeminuten haben, treibt Elstner den Gag-Gaul an. Löwenthal kriegt die Aufgabe, den Begriff „Zwiebelsuppe" zu visualisieren. Was zeichnet er? Ein löffelähnliches Gebilde. Und da prasselt's auch schon rein von seinen Mannschaftskameraden: Suppenlöffel. Kelle. Schöpfkelle. Kuchenlöffel. Schöpfkelle.

Keiner kommt drauf und so wird die Aufgabe storniert. Schenk, der sein journalistisches Glück nach seiner DDR-Emigration als Hilfsarbeiter in sozialdemokratischen Medien-Unternehmungen begründete und vor Breiviertel Jahren auf Polit-Modeschauen des mittlerweile zersplitterten Bundes Freies Deutschland den Conferencier spielte, soll die Erkenntnis des Finanzministers Apel: „Ich glaub', mich tritt ein Pferd", optisch umsetzen. Er trifft mit seinem Stift eine Mixtur aus Esel und Hausschwein.

Raffiniert simpel dagegen Löwenthal, der den Auftrag, Nachtwächter zeichnen! mit einem Strichmännchen und einem Halbmond erledigt, was von seiner Ratetruppe in ziemlich kurzer Zeit kapiert wird.

Die ARD-Leute von „Panorama" und „plusminus" gewinnen, wie gesagt, 49 gegen 26 Punkte. Gegen die Kritzler aus Mainz. Was ein kleiner Beweis dafür ist, daß Löwenthal und Co. weder mit Ästhetik noch mit Sachverstand auf Duzfuß stehen. Aber was ist ein solcher Sieg wert, wenn man mit ihm sein Gesicht verliert. Gegen unbelehrbare Reaktionäre, Kollege Bott, Kollegin Jochimsen - die argumentiert man im eigenen Magazin in Grund und Boden, mit denen schäkert man nicht auf dem Rummel.

Konkret 12/75, S. 48

Hermann L. Gremliza

Chambre séparée

Der „Zeit"-Redakteur Dieter E. Zimmer hat ein Buch geschrieben, das wenig über seinen Gegenstand, doch viel über die Stimmungslage unserer feinen Köpfe sagt

Dieter E. Zimmers „Der Streit um die Intelligenz" ist ein praktisches Buch. Man braucht nur den ersten Absatz und den hinteren Klappentext (gezeichnet vom Autor) zu lesen- 17 Zeilen, die einem alles geben: den Verfasser, seine Erziehung, seine Ausbildung, seine Fertigkeiten, seine Politik und die Agentur, für die er reist.

Es geht so los:

„Das Berliner ‚Grips'-Theater hat in seinem Kinderstück ‚Doof bleibt doof` eine der großen Hoffnungen der Epoche zu einem pointierten Vers zusammengefaßt: ‚Doof gebor'n ist keiner, doof wird man gemacht, und wer behauptet: doof bleibt doof, der hat nicht nachgedacht ... vor dem nehmt euch in acht."`

Und es endet so:

„Amerikanische und englische Forschungen dementieren eine der Grundhoffnungen dieser Zeit. Intelligenz ist nicht vorwiegend ein Produkt von Umwelteinflüssen: Familie, Milieu, Schule. Dem, was sich durch Umweltinterventionen erreichen läßt, setzen die Erbanlagen Grenzen. Es ist viel weniger als alles und dennoch mehr als nichts - kein Stoff für Parolen wie ‚doof bleibt doof` oder ‚doof geboren ist keiner`. Die Natur spielt vorerst wieder mit. Hinter der Aufgabe der Chancengleichheit wartet die größere Aufgabe einer gerechten Gesellschaftsordnung unter von Natur aus Ungleichen." (Bitte warten.)

Ich habe die beiden Stellen auf dem Weg von der Redaktion nach Hause gelesen (zweimal Ampel-Rot auf der Ost-West-Straße) und hatte bis Bahrenfeld rund zehn Minuten Zeit, mir vorzustellen, was mich zwischen solchem Anfang und solchem Ende erwarten werde, oder, weil ich mir's auch nicht gern unnötig schwer mache, was mich nicht erwarten werde: Nicht finden würde ich wohl die These des „Welt"-Korrespondenten Hans Germani, daß Nigger von Natur aus dumm sind, oder die seiner Kollegen, daß Proletenkinder auf Klippschulen gehören. Ja, nicht einmal ein Plädoyer gegen eine Verbesserung der Bildungschancen oder eine zünftige (453.) Marx-Widerlegung. Aber doch: Erbanlagen setzen der Gleichheit Grenzen, nur Qualität kann Qualität erkennen (das hab' ich nämlich schon mal wo gelesen), alle Menschen werden halt doch nicht Brüder, weil es die Natur nicht will. Und daß Wissenschaftler in den USA bei Messungen des Intelligenzquotienten festgestellt haben, ein hoher Prozentsatz (bei späterem Nachschlagen: 80 Prozent) der Intelligenz sei angeboren, nur der kleine Rest anerzogen. Belegt mit Tabellen, Tests und Kurven. Aber nicht etwa triumphierend - im Ton von: Wer sagt's denn? - sondern leise weinend, die sozialistischen Idioten unter seinen Lesern mitleidig streichelnd: Mit eurer Gesellschaft der Gleichen, dem Ende der Klassen, es wär ja so schön gewesen, wenn nicht die wissenschaftlichen Erkenntnisse, sind ja nicht meine, was kann ich dafür, leider, leider, aus der Traum.

Den Autor stellte ich mir so vor: Zunächst - Grobraster - ein Liberaler, einer der mit sich reden läßt. Erträgliches Elternhaus, nicht gerade üppig, denn solche Leute sind, wenn sie's zu was gebracht haben, in der Regel gelassener, blicken weniger ängstlich nach unten. Natürlich Gymnasium, Abitur, Studium, vielleicht Germanistik, Anglistik und a bissel Psychologie etwa in Berlin, Münster, Genf und an der (2. Fremdsprache!) North Western University. Abschluß? Nicht gerade Staatsexamen oder Doktor gar, aber doch möglicherweise Master of Arts, was zwar zum Deutschlehrer nicht langt, aber eine journalistische Laufbahn weist, bei dem Studium natürlich: Feuilleton, na und wo schon? Bei einem Blatt, das dem historischen Augenblick zu allen Zeiten, tagaus, tagein, Sommer wie Winter, ein „Verweile doch, du bist (von einigen kleinen Mängeln, nobody's perfect, abgesehen) so schön" zuruft, das (bei aller Warnung vor Exzessen) dem Kapital gibt, was des Kapitals ist (recht und Rendite), aber doch (sei Mensch, es könnt' sich rächen) auch der Geneigtheit, die Sorgen des kleinen Mannes zu bedenken, zuweilen nicht enträt. Kurzum: Bei der „Zeit".

Soweit gekommen, hab' ich den Rest (135 Seiten) überblättert und festgestellt: Ich bin ein „Environmentalist", denn „alles Reformerische, Progressive, Linke neigt zum Environmentalismus (nämlich zu der Ansicht, entscheidend für die Persönlichkeitsentwicklung einschließlich der Intelligenz sei die Umwelt)". Auf der anderen Seite stehen die „Nativisten" mit ihrer „Ansicht, die Erbanlage sei entscheidend". Wo aber liegt die Wahrheit? In der Mitte? So doof, und zwar gebor'n wie erzogen, ist Zimmer nicht, diese Antwort, die sein Buch gibt, auch noch hinzuschreiben. Im Gegenteil: Er will „sich einer solch reflexhaft dualistischen Einvernahme entziehen und ein Beispiel dafür statuieren, daß die Wahrheit ganz woanders liegen kann, und zwar auch nicht in der Mitte".

Der Meinung war, sagt Zimmer, im wesentlichen auch Marx („Marx war Nativist"). Es ist schon zum Kotzen, wie genau man solchen Schnickschnack voraussieht. Folgt ein „Zeit"-Volkshochschulkursus über den Erfinder der „intelligentia", nämlich Cicero (quousque tandem, Dieter E.?), die „dianoesis" (Aristoteles, kleines Graecum), Sir Cyril Bird (North

Western) und Freud (also doch a bissel Psychologie): „Soviel mindestens muß man wissen, wenn man überhaupt verstehen will, wovon die Intelligenz-Vermesser sprechen." Es liegt nahe, daß man dies zu 80 Prozent pränatal (klar, auch ich war auf dem humanistischen Zweig) mitkriegt.

Oder bin ich ungerecht? Zimmer: „Wer sich diese Zahlen vor Augen führt, wird sich vor jedem Fatalismus hüten; er wird die ganze Aufregung der Environmentalisten angesichts der hohen Erblichkeitsschätzung für ein Mißverständnis halten. Sie läßt der Umwelt ein ganz beachtliches Aktionsfeld. Eine Erziehungspolitik der Resignation läßt sie nicht zu."

Läßt sie nicht zu? Zimmer hat gut reden: Die Intellektuellen bilden, sagt er, eine schutzwürdige Minderheit. Von den Büchern, die sie lesen wollen, werden nur tausend gedruckt, das heißt: sie sind teuer. Unterhaltungsromane für die Masse haben eine hohe Auflage und sind billig. Folglich muß die Allgemeinheit, will sie sich ihre Intellektuellen erhalten, „dieser Schicht auch die höheren Mittel zubilligen". Und weiter: „Nun ist nicht notwendig ein Intellektueller, wer einen hohen IQ besitzt . . . Wenn man sich aber auch hüten muß, IQ gleich Intelligenz und Intellekt gleich gesellschaftlichen Wert zu setzen, so darf man doch annehmen, daß die drei Faktoren in unserer Zivilisation sehr hoch miteinander korrelieren. Und eben hier kommt die genetische Theorie dem Gleichheitsdenken in die Quere."

Wer wem? Man muß das mal übersetzen, vom anthropologischen Stammtisch in die Gesellschaft, für die solche Sachen erscheinen: Die Serien des „Welt“-Germani, die kulturpessimistischen Wochenend-Beilagen, die Populärstudien zur Ungleichheit und die journalistischen Übungen aus der Schule der Mitläufigkeit. Klassengesellschaft, Klassenkampf von oben, Bedrohung der Freiheitsrechte, Demontage erkämpfter Sozialleistungen, Numerus clausus, sieben Prozent Arbeiterkinder an westdeutschen Hochschulen - und die liberale Intelligenz macht ihre marginalen Erbforschungen zum Diskussionsstoff Nummer eins.

Zimmer wehrt sich mit salvatorischen Klauseln in jedem zweiten Satz dagegen, so richtig verstanden zu werden: „Die Intelligenz-Kontroverse hätte darum mißverstanden, wer meinte, den Begriff Solidarität hinfort aus seinem Vokabular streichen zu können; wer ihr entnähme, daß es am Status quo nichts zu ändern gibt."

Nichts da, von Solidarität schwafelt auch Biedenkopf, und weder er noch Zimmer sagen, wer mit wem solidarisch sein soll in welchem Kampf und gegen wen. Allenfalls ist von den „Benachteiligten" die Rede, und irgendwie können sich dazu auch die Autoren rechnen - von fallierten Bauunternehmern nicht zu reden.

Was ist Zimmer? Ein environmental verunsicherter Nativist oder, um mal wieder in unsere politische Wirklichkeit zurückzukehren: ein Martin Bangemann im philosophischen Oktavformat.

Konkret 12/75, S. 49

Peter Hamm

Ich habe gelesen

In dieser KONKRET-Kolumne schreiben Autoren über ihre Lektüre

„Die Frauen sind dumm, ohne Rasse zumeist . . . sie reichen nicht über ihr Bett hinaus . . . sie halten sich an solide Bizepsgenüsse, mit etwas Lockung nach dem Neger im Blut." Das habe ich nicht bei Hanns Johst, dem ehemaligen Präsidenten der Nazi-Reichsschrifttumskammer gelesen, sondern bei Bertolt Brecht, der sich übrigens durch Johst zu seinem ersten Stück, „Baal", anregen ließ. Sätze dieser Art finden sich leider allzu viele in dem jetzt bei Suhrkamp erschienenen Band **Tagebücher 1920-1922** von **Bertolt Brecht,** den ich mit Widerwillen las und dennoch zur Lektüre hier weiterempfehle, weil ich finde, daß es wichtig zu wissen ist, woher ein Mann wie Brecht, dem wir alle viel verdanken, eigentlich kommt.

Brechts frühe Tagebücher demonstrieren, daß sich das Lebensgefühl des jungen Brecht kaum von dem seiner späteren Antipoden Arnolt Bronnen oder Gottfried Benn unterschied: Es ist elitär, rauschhaft, irrational, lustvoll asozial, egozentrisch bis zum Exzeß. Ungerührt notiert dieser junge Herr: „Ich muß skrupellos sein", oder: „Ich verachte die Unglücklichen zu stark; ich mißtraue den Mißtrauischen, habe etwas gegen die, denen es nicht gelingt, zu schlafen", und auch „Ungesunde" - etwa Else Lasker-Schüler - kann er nicht ausstehen. Für den jungen Direktorssohn aus Augsburg - Brechts Vater leitete eine heute noch florierende Papierfabrik - sind Arbeitergesichter „Abortwand-Visagen", und für die Oktoberrevolution hat er nur Hohn übrig. Natürlich gibt er sich strikt antibürgerlich: „Ich bekämpfe die bürgerliche Ansicht allerorten (auch wo sie bei mir auftreten sollte), daß Geld etwas so Wertvolles sei, daß es einen je verpflichten könnte, dafür mit Persönlichem zu bezahlen!" Daß die Mehrheit der Bevölkerung lebenslang mit der ganzen Person für ein bißchen Geld bezahlen muß, will der junge Brecht nicht wahrhaben, ihm geht es noch um Höheres, um die *Kunscht* (wie er das Wort wohl ausgesprochen haben wird). Klassenfragen stellen sich ihm so: „Herr und Knecht, das sind Negerunterschiede", und seine gar nicht raren rassistischen Töne erinnern gelegentlich sogar an Rosenberg.

Eigentlich weist nichts in diesen Tagebüchern auf Brechts spätere Wendung nach links hin, es sei denn, eine gewisse Angst vor jeder Art von Verinnerlichung, eine Angst, die vielleicht die einzige Kontinuität darstellt, die man bei Brecht, diesem „Spezialisten des Von-vorn-Anfangens" (Walter Benjamin), bis hin zu seinen letzten Texten beobachten kann. Gelegentlich gibt es zwar auch selbstkritische Töne, da heißt es dann etwa: „Wir sind Schmarotzer . . .", aber großspurig fährt der Satz fort: „. . . die letzten Menschen, die keine Diener sind . . . wir machen keine Ware, wir machen Geschenke!"

Im Gegensatz zu dieser Lektüre Brechts empfand ich als wirkliches Geschenk die der endlich (beim Verlag Helmut Kossodo, Genf) erschienenen **Briefe** des Schweizer Schriftstellers **Robert Walser,** der tatsächlich einmal Diener war (in seinen Jugendromanen „Jakob von Gunten" und „Der Gehülfe" finden seine Diener-Erfahrungen unvergeßlich ihren Niederschlag) und zeitlebens gezwungen war, mit kurzer „gefälliger" Prosaware Zeitungsfeuilletons zu bedienen (noch der Fünfzigjährige muß einen Brief so beginnen: „Mein Prosastückligeschäft geht zur Zeit recht schlecht"). Brecht hätte diesen Walser sicher nicht zu den „Substanzdichtern" gerechnet, zu denen er Dostojewski und Kafka zählte, und die er verachtete, aber wohl auch nicht zu den „Besonnenen", zu denen er sich selbst rechnete, dafür erschien er ihm sicher viel zu verspielt, obwohl sich doch ein Kafka von Walser beeinflussen ließ und Brechts Freund Walter Benjamin als erster nachgewiesen hat, wie ernst dieser scheinbar verspielte Walser zu nehmen sei. Wahrscheinlich hätte Brecht ihn, wenn er ihn überhaupt wahrgenommen hätte, schlicht zu den verlorenen Kleinbürgern gerechnet, die er so sah: „Dem Kleinbürger muß es schiefgehen." Das stimmt sicher. Weil dem immer nur übrigbleibt, den eigenen Anspruch mehr und mehr zurückzunehmen, sich - wie Kafka - den *Prozeß* zu machen, sich *zu Lebenslänglich zu* verurteilen - wie Robert Walser es tat, der es als Fünfzigjähriger vorzog, fortan in einer Heilanstalt zu leben, obwohl keine medizinisch eindeutig definierbare Krankheit ihn dazu gezwungen hätte („Ich bin vollkommen gesund und zugleich sehr ernstlich oder erheblich krank", heißt es in einem der ersten Anstaltsbriefe). Ist dieses Sich-selbst-verurteilen-Müssen des Kleinbürgers vielleicht eine radikalere Verurteilung der bestehenden Gesellschaft als jede von der eigenen Überzeugungskraft sicher getragene Kritik von außen?

Liest man die Briefe Walsers, die sich kaum von seiner Prosa unterscheiden -d. h. ebenso ungeschickt abschweifend und doch immer in sich stimmig und realistisch, ebenso unschuldig und mozartisch künstlerisch und doch ganz Natur, ebenso naiv und zugleich raffiniert, kurz: auf keine Formel, schon gar nicht eine irgendwie qualifizierende, zu bringen sind -, erfährt man, daß hier die Welt, wie sie ist, gerade durch die scheinbar unabsichtliche Arglosigkeit gerichtet wird, mit der ihr dieser Bieler Kleinbürger im Wege steht. Er paßt einfach nicht in die geläufige Welt der Zwecke - und daß er nicht in sie hineinpaßt, obwohl er sich doch nicht nur nicht gegen sie auflehnt, sondern ihr ganz im Gegenteil immer geradezu andächtig dienen möchte, das eben verurteilt diese Welt so total. Wohingegen der Bürger Brecht sich auch da noch weltgewandt zu verhalten versteht, wo er gegen die bestehende Welt anspricht. Es kann ihm nie etwas ernsthaft passieren, er kann seine literarische Karriere nie wirklich aufs Spiel setzen, er kann immer Frauen und Männer an sich fesseln, er kann kein Faschist werden, er kann emigrieren, er kann auch anderswo gut schlafen. Operiert man mit marxistischen

Kategorien, so ließe sich sagen, Brecht reflektierte *über* Entfremdung, während Robert Walser diese selbst verkörperte. Entfremdung ist nicht Brechts eigenes Problem, sondern das der anderen, die er so gerne als die „geringen Leute" apostrophierte und zu denen er sich bekannte - auch wenn er nie zu ihnen gehörte. Doch Walser, das bezeugen nicht zuletzt diese Briefe, gehörte zu den *geringen Leuten* selbst, lebte ihr Leben, sie - Kellnerinnen, Plätterinnen, Handwerker, Briefträger - waren (nach einer kurzen Berliner Bohème-Zeit) sein einziger Umgang. Mit den Redakteuren, von denen er lebte, verkehrte er fast ausschließlich schriftlich und äußerst distanziert.

So wichtig es ist, daß die Linke endlich Robert Walser und seine zarte Katastrophen-Sensibilität wahrnimmt, so absurd ist es, ihn zum Klassenkämpfer auszurufen, wie das Hans G. Helms mit seiner Auswahl „Basta" tat (die Kiepenheuer & Witsch vor wenigen Jahren herausbrachte). Einer der, wie Walser, als Zweiundzwanzigjähriger schrieb: „Es ist eine Schande, so arm zu sein, das Traurige ist nur, daß ich nicht mehr imstande bin, deswegen die reichen Leute zu hassen - das wäre auch zu dumm, aber es gäbe wenigstens Wärme", einer der sich, wie er, zu sagen verpflichtet fühlte: „Außerdem ist es gerade so schön, *nichts zu* sein, es hat eine höhere Glut, als das *Etwas* zu sein", der ist kein Klassenkämpfer, sondern ein Opfer.

Wenn mich auch kein Buch in den letzten Jahre so erschütterte wie diese Briefe Robert Walsers und sein unverhofft wieder aufgetauchter Roman „Der Räuber" (in dem er sich, den Dichter, nicht von ungefähr als Asozialen, eben als Räuber, sieht), so habe ich doch in den letzten Wochen noch einiges gelesen, was mich beeindruckte, beschäftigte, was ich gerne weiterempfehlen möchte.

Vor allem ist da der Roman **Die Verschwörung** des 1940 gefallenen französischen Schriftstellers **Paul Nizan,** der 1939, nach dem Hitler-Stalin-Pakt, aus der KPF austrat und daraufhin einer beispiellosen Verleumdungskampagne von dieser ausgesetzt war, die noch bis in die fünfziger Jahre hineinreichte, so daß erst seither seine Bücher wieder in Frankreich überhaupt gedruckt werden konnten. Es gibt keinen zweiten Schriftsteller in diesem Jahrhundert, der so leidenschaftlich hassen konnte wie Nizan; auf der letzten Seite seines ersten Romans „Aden" (der vor Jahren bei Rowohlt erschien) schrieb er programmatisch: „Ihr seid allein. Wenn ihr eßt, im Theater, im Kino sitzt, auf dem Bürgersteig geht, mit einer Frau im Bett liegt, dann gebt acht auf Fallen. Das Dekor, in dem ihr lebt, stammt von eurem Feind. Es richtet sich gegen euch. Ihr müßt es zerstören. Vom Aufwachen bis zum Einschlafen lebt ihr unter Feinden. Lebt wie Spione, und ihr werdet euren Haß nähren und euch keine Ruhe gönnen. Glaubt ihr, ohne Haß hinter ihre Geheimnisse kommen zu können? Wir dürfen uns nicht mehr scheuen zu hassen."

Von Haß und Verrat handelt auch „Die Verschwörung", doch bei vier von fünf „Verschwörern", die in diesem Buch eine „Bürgerkrieg" betitelte Zeitschrift gegründet haben, ist der Haß, der sie antreibt und verbindet, eher ödipaler als politischer Natur, er hindert sie, die Bürgersöhne, auch nicht daran, den monatlichen Scheck ihrer Eltern zu akzeptieren, maßgeschneiderte Anzüge zu bevorzugen und Bildungsreisen nach Italien zu absolvieren; auch lassen sie um einer Frau, einer „Affaire", willen ungeniert eine groß geplante „Aktion" platzen, halten sie doch die Sexualität selbst schon für einen Akt der Revolte. Der KPF beigetreten ist nur der fünfte von ihnen, Pluvinage, der einzige Kleinbürger. Und dieser tut auch als einziger etwas tatsächlich Folgenschweres: Er verrät einen untergetauchten hohen kommunistischen Funktionär der Polizei. Er wird zum Verräter. Nicht aus Haß gegen die Partei, die ihm ja zum erstenmal in seinem Leben eine Art Geborgenheit gab, sondern aus Haß gegen seine Mitverschwörer, die selbst nicht so hassen müssen wie er, die ihren Verzweiflungen immer noch Genuß abpressen können. Zugespitzt ließe sich sagen: Einer handelt da als Faschist, weil seine Freunde nicht die Kommunisten sind, als die sie sich ausgeben. Kein Zweifel, daß Nizans Buch äußerst aktuelle Bezüge zu unserer Anarchistenszene hat, und daß Sartre recht hatte mit seinem Satz: „Wer sollte mit den heutigen Jugendlichen sprechen, wenn nicht Nizan!"

Von Anarchisten und Verrätern handelt auch das neue Buch **Heinrich Bölls,** der nun freilich das pure Gegenteil eines Hassers ist (außer in den Augen Hans Habes).und sein Personal denn auch in einer Satire, einer überwältigend komischen Groteske, betitelt **Berichte zur Gesinnungslage der Nation,** auftreten läßt. Daß auch Bölls Humor grimmig sein kann, wissen wir, und manchmal war ich bei der Lektüre an einen ganz anderen Rheinländer erinnert, der ebenfalls gelegentlich in kurzen Formen seinen schrecklichen Grimm abreagierte, an den Beethoven der *Bagatellen.* Es geht in Bölls Buch um den „Gesinnungserfassungseinsatz", also um all das, was uns täglich auf den Fersen ist, und seine Pointe ist, daß schlechterdings alle Auftretenden irgendwie verdächtig sind und sich zuletzt auch allesamt als Agenten konkurrierender Nachrichtendienste erweisen: Die Welt ist endlich so, wie Axel Springer und seine Leser sie sich vorstellen. Einzelheiten werden hier nicht ausgeplaudert, bitte gefälligst selbst nachlesen!

Ein Autor, der - wie Böll - immer politisch brisant ist, egal welches Thema er anpackt, ist **Eric Ambler,** bei uns abgestempelt als Thriller-Autor, obwohl er das Genre des Agenten- und Kriminalromans immer nur als „letzte Zuflucht für einen Moralisten" betrachtet hat. Der Züricher Diogenes-Verlag hat jetzt mehrere Ambler-Romane als Taschenbücher herausgebracht, von denen vor allem **Der Fall Deltschev** Pflichtlektüre für alle ist, die das Klima des Stalinismus wirklich kennenlernen wollen, das aus noch so vielen Dokumentationen nie so konkret zu erfahren ist wie aus dieser Fiction-

Geschichte. Es ist ein Skandal, daß Leute wie Ambler oder Patricia Highsmith bei uns immer noch nicht zur großen Literatur zählen.

Daß man auch Gedichte verschlingen kann, daß sie spannend wie Krimis sein können, zeigen die Gedichte von **F. C. Delius,** die unter dem hoffnungsfrohen Titel **Ein Bankier auf der Flucht** beim Rotbuch-Verlag erschienen sind. Die meisten handeln vom rechten Alltag der Linken bzw. vom linken Alltag in einer rechten Umwelt-, und wenn Delius jemanden angreift, hat der immer „Name, Anschrift und Gesicht" (Brecht). Mein Lieblingsgedicht, das ich inzwischen oft und immer mit Erfolg vorgetragen habe, reimt sich und heißt: „Moritat auf Helmut Hortens Angst und Ende" und führt vor, was so ein Typ noch in den Minuten, in denen er ins Gras beißt, profitiert.

Ehrlich gestanden haben mich **Enzensbergers** neue Gedichte - **Mausoleum - 37 Balladen aus der Geschichte des Fortschritts** - vergleichsweise kaltgelassen, gerade weil sie so ungeheuer kunstvoll und unangreifbar daherkommen. Sicher ist für Enzensberger diese Balladen-Form und die Form der Montage ein ideales Vehikel, um den Theoretiker und das lyrische Subjekt Enzensberger in eins zu pressen, aber schon die Überschriften, die nur aus Initialen bestehen, sind mir einfach zu verschmockt. „E. G. de la S. (1928-1967)": Wer soll dahinter Che Guevara vermuten? Freilich, wir sollen uns ein bißchen Mühe geben, würde Enzensberger uns sicher raten. Also denn, Freunde, besorgt euch bitte auch die Gedichte Enzensbergers. „Ununterscheidbar der Fortschritt des Schwindels vom Schwindel des Fortschritts" heißt es einmal in einem. Schon, damit wir doch Schwindel von Schwindel endlich unterscheiden lernen, müssen wir auch diese Gedichte kennen.

„Briefe", Robert Walser, Kossodo Verlag, 455 S., DM 39,-

„Tagebücher 1920-1922", Brecht, Suhrkamp, 273 S., DM 25,-

„Mausoleum", Enzensberger, Suhrkamp, 110 S., DM 20,-

„Die Verschwörung", Paul Nizan, Roger & Bernhard, 272 S., DM 29,80

„Ein Bankier auf der Flucht", F. C. Delius, Rotbuch, 72 S., DM 7 ,-

„Zur Gesinnungslage der Nation", Heinrich Böll, Kiepenheuer & Witsch, 64 S., DM 4,80 (Taschenbuch)

„Der Fall Deltschev", Eric Ambler, Diogenes-Verlag, DM 8,80

Konkret 12/75, S. 51

Yaak Karsunke

Mit gezinkten Karten

Gerhard Mauz, Gerichts-Reporter des „Spiegel", hat ein Buch geschrieben, das den Verdacht, ein „Spiegel"-Reporter könne es geschrieben haben, nicht aufkommen läßt. Denn es stehen Erkenntnisse über unseren Rechtsstaat drin, die man in bürgerlichen Blättern seit Jahren nicht mehr findet.

Die Prozeßberichterstattung der deutschen Presse liegt nicht erst im argen, seit in Stammheim und anderswo gegen Mitglieder der RAF verhandelt wird. Schon Gustav Radbruch, ein Justizminister der Weimarer Republik, sprach von „Reportage minderwertigster Art". Ansätze einer ernst zu nehmenden Prozeß-Publizistik wurden kurz darauf systematisch unterdrückt. Weder die Berichte des mit „Sling" zeichnenden Paul Schlesinger noch Kurt Tucholskys scharfsinnige Analysen der Klassenjustiz durften zwischen 1933 und 1945 in Deutschland gedruckt werden, wohingegen die Justiz ihre Kontinuität leider auch über diesen Zeitraum ungebrochen bewahren konnte.

In der Bundesrepublik ist Justizkritik vornehmlich auf Fachbücher und -zeitschriftenbeschränkt. Die Tagespresse behilft sich entweder mit den faden Witzchen eines Gerichts-Feuilletons, das „Menschlich-Allzumenschliches" auf unmenschliche Art dem Spott preisgibt, oder sie läßt Leute schreiben, die zu Recht die Berufsbezeichnung „Polizeireporter" tragen: publizistische Hilfs-Sheriffs des Justizapparats.

Im Gegensatz dazu bemüht sich Gerhard Mauz, Prozeß-Reporter des „Spiegel", um Wiederaufnahme wenigstens eines Teils der von den Nazis unterdrückten kritischen Tradition. Mauz sieht sich dabei offenbar als ein Nachfolger Slings, dessen gesammelte Berichte 1929 unter dem Titel „Richter und Gerichtete" bei Ullstein erschienen waren. Mauz brachte seinen ersten Sammelband unter dem Titel „Die Gerechten und die Gerichteten" 1968 ebenfalls bei Ullstein heraus, allerdings gehörte dieser Verlag inzwischen zum Springer-Konzern: was nicht der einzige Unterschied zwischen beiden Büchern war.

Sling hatte in den zwanziger Jahren den literarischen Gerichtsbericht kultiviert, dessen Geburtsfehler es wohl war, in der Feuilleton-Redaktion beheimatet zu sein und nicht im Ressort Politik. An Mauz' erstem Buch hat mich damals - neben einer gewissen liberalen Unentschiedenheit - vor allem ein literarischer Ehrgeiz gestört, der die oft angesagte Solidarität mit den angeklagten Opfern der Gesellschaft dadurch wieder zerstörte, daß er die Bildungsprivilegien der Klassengesellschaft elegant auf dem Rücken der Unterprivilegierten ausbreitete. Selten ist eine Pointe die genaueste sprachliche Fassung eines Tatbestandes - das stilistische Geheimnis der Augsteinschen Story-Fabrik besteht allerdings darin, diese Erkenntnis möglichst vollständig zu verdrängen.

Um so beachtlicher erscheint mir, daß Gerhard Mauz in den vergangenen sieben Jahren sich größtenteils von solchen literarisierten Stil-Zwängen freigeschrieben hat: Die Gerichtsreportagen des soeben bei Eugen Diederichs erschienenen zweiten Sammelbandes „Das Spiel von Schuld und Sühne" beweisen das. Sowohl Haltung wie Sprache haben an Entschiedenheit und Festigkeit gewonnen - die Vorliebe für den indirekten, ironisch eleganten (und damit manchmal auch eher verschleiernden als verschleierten) Angriff wird man wohl als Ausdruck eines im Grunde unpolemischen Temperaments zugestehen müssen.

Mauz zeichnet ein eher düsteres Bild von unserer justizpolitischen Landschaft, dem er mit einem Gegenentwurf begegnet: „Es muß nicht bis zum Ende aller Tage angeklagt und verurteilt werden. Über die Verstöße gegen unsere Vereinbarungen, die wir Gesetze nennen, als hätten wir sie wie Moses vom Berge herabgebracht, kann auch solidarisch verhandelt, sie können auch leidenschaftlos ausgetragen werden (so jedenfalls, daß nicht noch mehr Leid entsteht, wo schon gelitten wird). Es setzt dies nur voraus, daß wir darauf verzichten, über Menschen zu befinden; daß wir uns entschließen, mit ihnen, für sie und damit auch für uns nach Lösungen zu trachten."

Diese Voraussetzung jedoch ist wohl zu kurz, ebenso wie der wiederholte Hinweis darauf, daß Urteile „Im Namen des Volkes", also in unser aller Namen, gesprochen werden und wir uns deshalb alle dafür verantwortlich zu fühlen hätten. Die Mehrzahl der Staatsbürger der Bundesrepublik wird von Verantwortung (und damit auch: Entscheidungsmöglichkeit) per Gesetz und Institutionen ferngehalten - das zu ändern, bedarf es mehr als nur eines Entschlusses. Mauz selber kommt in einem Bericht vom Prozeß gegen den Waffenhändler Bührle der Wahrheit auch bedeutend näher: „Den Superreichen wie Dr. Bühne, dem reichsten Mann der Schweiz, kann man einen ordentlichen Strafprozeß nicht machen. Man kann nur kurzen Prozeß mit ihnen machen, doch das wäre dann die Revolution und nicht mehr der Rechtsstaat."

Es ist Mauz zu danken, daß er - in zwischen die einzelnen Berichte eingeschobenen Kommentaren - auch diesen Rechtsstaat problematisiert: „Neuerdings leben wir vor allem deshalb in einem Rechtsstaat, weil dieser bedroht ist. Der Rechtsstaat ist angegriffen, also gibt es ihn. Für die Gefährdung des Rechtsstaates bedarf es dieser Tage keine Beweise. Die Tatsache, daß er neue Gesetze ausspeit wie ein erfolgreich betätigter Spielautomat Geldstücke, beweist seine Gefährdung nur zu sehr." Mit anderen Worten: Und um ihn zu verteidigen schafft man ihn ab.

Wie wenig da im Grunde abzuschaffen ist, beweist das Buch von Mauz. Es räumt mit dem linken Aberglauben auf, erst im Kampf mit dem politischen Gegner habe sich unsere Justiz als Klassenjustiz entlarvt - die gesamte Strafjustiz hat nie eine andere Funktion gehabt, als von der Gesellschaft ver- und zerstörte Menschen eben dieser Gesellschaft als „Täter" aus den Augen und hinter Gitter zu bringen. Das Spiel von Schuld und Sühne ist seit jeher mit gezinkten Karten gespielt worden.

Gerhard Mauz „Das Spiel von Schuld und Sühne / Die Zukunft der Strafjustiz" Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf 296 S. Paperback, DM 26,-

Konkret 12/75, S. 52

Hans Christoph Buch

Die Zukunft der Pornographie

„Blutiger Wahnsinn ,- Eintritt: 520 Mark!

Ahnungsloses Porno-Mädchen vor der Kamera zerstückelt. Viele hundert FBI-Agenten fahnden in Amerika nach dem obszönsten und brutalsten Pornofilm, der je gedreht wurde. In dem Film geschieht ein richtiger Mord. Der Farbfilm zeigt, wie ein junges Mädchen im Liebesakt erstochen, zerstückelt und geköpft wird, die Kamera läuft.

Das schwarzhaarige Pornomädchen hatte bei den Aufnahmen keine Ahnung, daß es vor der Kamera wirklich umgebracht werden sollte. Durch diesen ‚Mord in live` will ein gewissenloses Gangstersyndikat das große Geld machen. Um das Geschäft anzuheizen, wurde der Tonfilm kürzlich in New York Zwischenhändlern aus der Unterwelt vorgeführt . . . Ein bekannter amerikanischer Pornofilm-Produzent hatte vor einigen Monaten gehört, daß ‚eine unwahrscheinlich große Summe` dafür geboten wurde, daß jemand ein hübsches Mädchen beschafft, das im Rahmen eines Sexaktes vor der Kamera dann wirklich umgebracht wird. Die Pornogangster fanden das ahnungslose Opfer wahrscheinlich in Argentinien." („Bild", 3. Okt. 75)

Die einen haben es schon immer gewußt. Es sind die Selbstgerechten, die man früher Pharisäer nannte; für sie erledigt sich alles rasch mit einem fertigen Begriff: Faschismus, Kapitalismus, Dekadenz, Barbarei usw. Sie selbst fühlen sich über jede. Anfechtung erhaben, und sie kompensieren ihre verdrängten Wünsche um so ungenierter, wenn es gegen den Volks- oder Klassenfeind geht, oder einfach nur zu Hause bei Frau und Kindern.

Von Goethe stammt der Satz, es gebe kein noch so abscheuliches Verbrechen, von dem er sich nicht vorstellen könnte, es selbst begangen zu haben.

Als ich die Schlagzeilen in der Bild-Zeitung las, blieb mir einen Moment lang die Luft weg. Ich spürte ein würgendes Gefühl im Hals. Bei der Vorstellung dessen, was ich las, wurde mir abwechselnd heiß und kalt. Es erregte mich, so wie mich als Kind der Anblick von Pin-up-Fotos, später der von Pornographie erregt hatte - die Grenze des Unerlaubten, Anstößigen hatte sich unmerklich verschoben. Ich schämte mich meiner Erregung und konnte sie doch nicht unterdrücken. Erst später setzte der Verstand wieder ein. Was war geschehen?

Wenn sich der Marquis de Sade in den Verliesen der Bastille seine wollüstigen Perversionen ausmalte, dann tat er es nur, um sich und seine späteren Leser in der Phantasie aufzugeilen. In Wirklichkeit hat er keinem Menschen ein Haar gekrümmt: Die Opfer in den„ 120 Tagen von Sodom" sterben nur auf dem Papier.

Hier dagegen erreicht die Perversion eine neue Qualität: Ein Mensch wird ermordet, nicht weil sein Sterben seinen Mördern Lust bereitet, auch nicht um irgendeiner kriminellen „höheren Idee" willen, sondern einzig zum Zwecke filmischer Reproduktion, um aus seinem Sterben Profit zu schlagen. Ich stelle mir vor, daß die Mörder dabei ganz kalt zu Werke gehen, nichts oder kaum etwas empfinden; das Ganze ist ein Job, der getan werden muß, um der Mafia neue Märkte zu erschließen. Und das Schlimmste ist, daß das Mädchen im Augenblick seines Todes all das weiß oder zumindest ahnt: Die in den Augen des Opfers aufblitzende Erkenntnis wird den Verkaufswert des Films noch steigern . . .

Der Film steht am Anfang einer neuen Welle von Pornographie, die das abflauende Geschäft noch einmal auf Hochtouren bringen soll: Vielleicht sollte die Mafia, als Dank für die kostenlose Werbung, den Eintrittspreis für „Bild"-Leser ermäßigen. Ich könnte mir denken, daß die Rechnung der anonymen Auftraggeber sogar aufgeht: Was soll's, werden die Leute nach einiger Zeit sagen, wenn sich die erste Aufregung gelegt hat, dem armen Mädchen können wir doch nicht mehr helfen, warum schauen wir uns den Film nicht mal an, ganz unvoreingenommen, versteht sich. Bald wird man fachmännisch das Sterben des Mädchens begutachten und sich über die Todesangst in seinen Augen amüsieren; wenn sie gekonnt stirbt, avanciert sie nachträglich noch zum Star. Die strafrechtliche Seite der Sache ist sowieso irrelevant. Weil der Mord außerhalb der USA geschah, kann der Verleih nur wegen Verbreitung verbotener Pornographie belangt werden. Wozu überhaupt soviel Aufhebens um diesen einen Fall? Bekanntlich passiert in den USA alle zehn Minuten ein Mord.

Vor kurzem sah ich eine Szene in einem Film von Truffaut- („Die amerikanische Nacht"), die mir symptomatisch zu sein scheint für eine bestimmte Art von „Männlichkeit", deren letzte Konsequenz die physische Vernichtung des weiblichen Sexualobjekts ist: Ein Mann steigt einer Frau so lange nach, bis sie, um endlich Ruhe zu haben, ihn auffordert, mit ihr zu machen, was er will - in diesem Augenblick bekommt er einen hysterischen Anfall und versagt.

Die Wurzeln solchen Sexualverhaltens lassen sich über Jahrtausende zurückverfolgen. So galt bei den Römern der Kaiserzeit der Genitalverkehr zwischen Mann und Frau als unehrenhaft bzw. als lästige Pflicht, weil alles, was der Frau Lust bereiten konnte, als weibisch und pervers verpönt war (z. B. Cunnilingus). Anal- oder Oralverkehr, auch unter Homosexuellen, wurde dagegen als Zeichen von Männlichkeit angesehen, allerdings nur, wenn er aktiv ausgeübt wurde; die passive Variante galt als schändlich und erniedrigend. Dahinter steht - psychologisch - die Potenzangst des Mannes, kulturgeschichtlich- die Angst vor der Wiederkehr des Matriarchats, das es bei den Etruskern wie bei den meisten frühen Mittelmeervölkern noch gab. Die historische Unterwerfung der Frau wurde so im Geschlechtsakt demonstrativ nachvollzogen.

Daß diese Art von „Patriarchat" (Borneman) auch heute noch wirksam ist, dafür findet man Beispiele auf Schritt und Tritt. So erklärten vor kurzem zwei Familienväter, die eine siebzehnjährige Anhalterin entführt und vergewaltigt hatten, vor einem Frankfurter Gericht, sie hätten ihr Opfer geschlagen und mißhandelt, weil sie eine „Stinkwut" auf alle Frauen gehabt hätten. Als das Mädchen ihnen freiwillig anbot, was sie sich mit Gewalt nehmen wollten. ging es ihnen wie zu Hause im Ehebett: Sie konnten plötzlich nicht mehr.

Die perfekte Illustration der kaputten männlichen Sexualität ist der Film „Deep Throat", den der „Spiegel" als Pornohit der Saison seinen Lesern empfahl. Das Versagen des Mannes wird hier, wie gewöhnlich, der Frau in die Schuhe oder, besser gesagt, in den Mund geschoben: Die Hauptdarstellerin, Linda Lovelace, hat sich darauf spezialisiert, einen erigierten Penis von mindestens 20 cm Länge bis zum Ansatz in ihrem Mund verschwinden zu lassen, weil sie angeblich nur so zum Orgasmus kommen kann. Der Film will uns glauben machen, daß sie dabei wahnsinnige Lust empfindet; zum Beweis schmiert sie sich hinterher das Sperma ins Haar. In Wirklichkeit hat dieses akrobatische Kunststück mit einem richtigen Fick ungefähr soviel zu tun wie ein Schwertschlucker mit einem Feinschmecker.

Interessanter als der Film selbst war die Reaktion des vorwiegend männlichen Publikums, das schon zu stöhnen anfing, noch ehe der Film richtig begonnen hatte. Bei der ersten Fickszene fingen dann alle Stühle zu wackeln an. In Amerika hat man zu diesem Zweck inzwischen geschlossene Logen eingerichtet. Am Ende des Films schlug sich jeder den Mantelkragen hoch und drängte sich schnell an der Kasse vorbei, ohne dem Nebenmann in die Augen zu sehen.

Früher ärgerten wir uns, wenn wir an Stelle der ersehnten Fickszene im Kino rauschende Meereswogen oder die stampfenden Kolben einer Lokomotive zu sehen bekamen. Diese altbewährte Metaphorik kommt in „Deep Throat" unfreiwillig wieder zu Ehren. Nach den ständigen Ejakulationen, die am Schluß nur noch Gähnen hervorrufen, wirkt gefilmtes Glockengeläut oder ein Raketenstart in Cape Canaveral wieder richtig erregend. Vielleicht besteht doch noch Hoffnung für unsere kaputte Phantasie . . .